

# Geographischer Anzeiger

In Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes,  
Reichsfachgebiet Erdkunde, herausgegeben von

Prof. Dr. Hermann Saack

und

Prof. Dr. Friedrich Knierrum

Reichsfachbearbeiter für Erdkunde im NSLB.



|  |        |      |
|--|--------|------|
| Hermann Göring - Schule<br>Danzig - Oliva<br>Lehrerbücherei. |        |      |
| Angeschafft  | Abtlg. | Nr.  |
|  | zt     | XVII |

**A**ufsätze werden mit RM. 64.— für den Bogen von 16 Seiten, kleine Mitteilungen mit RM. 3.— für die Spalte vergütet. Von den Aufsätzen erhalten die Mitarbeiter 10, von kleinen Mitteilungen und Besprechungen 2 Abdrücke unentgeltlich. Für uneingefordert oder ohne vorherige Anfrage eingeschickte Beiträge übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.

Aufsätze (mit kurzer Schluss-Zusammenfassung des Inhalts oder der Ergebnisse), sonstige Mitteilungen und Besprechungsstücke sind an die Schriftleitung in Gotha, Justus=Perthes=Strasse 3—9, zu senden.

Der Anzeiger erscheint für 1941 in 12 Doppelheften.

**Bezugspreis:** Für Mitglieder des Nationalsozialistischen Lehrerbundes für den ganzen Jahrgang RM. 12.—, bei Bezug unter Kreuzband zuzügl. Versandkosten.

Für nicht dem NSLB. angehörige Bezahler ist der Preis RM. 18.—

Bestellungen können durch alle Buchhandlungen oder beim Verlag Justus Perthes in Gotha erfolgen.

Der Bezugspreis der Zeitschrift ist an die Buchhandlung zu zahlen, durch die die Lieferung erfolgen soll; an den Verlag von Justus Perthes in Gotha, Postfachkonto Erfurt 2044, sind Zahlungen nur dann zu leisten, wenn unmittelbare Zusendung gewünscht wird.

Verlag und vermittelnde Buchhandlung erleichtern den Bezug der Zeitschrift dadurch, daß sie, ohne dadurch am Charakter des Jahresabonnements zu rühren, mit der Zahlung des Jahres=Abonnementpreises in 4 Quartalsraten einverstanden sind.

## Inhalt von Heft 11/12:

|   |                           |                                  |                             |
|---|---------------------------|----------------------------------|-----------------------------|
| RUDLOFF, Dr. Otto, Zwickau, Schlachthofstr. 21: Bulgarien (mit 1 K. im Text u. 9 Abb.,<br>1. Taf. 16—18) . . . . .  | 201                       |                                  |                             |
| SCHMIDT, Prof. Dr. Walther, Dessau, Fährstr. 30: Der Metallerzbergbau der deutschen Kolonien<br>in Afrika . . . . .   | 209                       |                                  |                             |
| DANN, Dr. Jmgard, Mährisch-Schönberg, Carlshof 1: Das Sandgebirge Badang (Sicherung<br>(Mongolei) . . . . .   | 215                       |                                  |                             |
| SCHOENER, Realschuldir. a. D. A. O., Partenfischen, Wettersteinstr. 9: Die Erdkunde ist Zeugin.<br>Zur Namenkunde deutscher Flüsse . . . . .                        | 218                       |                                  |                             |
| SCHÄFER, Dr. Otto, Frankfurt a. M., Musikantenweg 4: Die Niederlande und das Reich . . . . .  | 222                       |                                  |                             |
| KOLM, Stud.-Rat Walter, Berlin-Lichterfelde, Elisabethstr. 10: Abfallpappe und Schraubenzieher<br>im Dienste der erdkundlichen Einprägung . . . . .                 | 226                       |                                  |                             |
| APLEY, Stud.-Ass. Rudolf, Eisenach, Bornstr. 29: Arbeitstagung der Kreisfacharbeiter für<br>Erdkunde des Gauces Thüringen in Weimar am 3. und 4. Mai 1941 . . . . . | 230                       |                                  |                             |
| MITTEILUNGEN DES REICHSSACHBEARBEITERS FÜR ERDKUNDE . . . . .   | 232                       |                                  |                             |
| Afrika als europäische Aufgabe von Prof. Dr. Friedrich Dieriem, Frankfurt/Oder, Gnesener<br>Str. 16 . . . . .   | 233                       |                                  |                             |
| GEOGRAPHISCHE NACHRICHTEN . . . . .   | 234                       |                                  |                             |
| GEOGRAPHISCHER LITERATURBERICHT, Nr. 374—430: Angezeigt sind Arbeiten von:  |                           |                                  |                             |
| Baase, E. . . . . 384   | Belsier, W. . . . . 379   | Moh, J. . . . . 421              | Schepers, J. . . . . 428    |
| Baumhauer, M. . . . . 408   | Geißler, M. . . . . 390   | Ronekte, M. . . . . 422          | Scherbin, G. . . . . 379    |
| Beder, W. . . . . 415   | Grieb, M. . . . . 391     | Krüger, K. . . . . 385           | Scherzer, G. . . . . 405    |
| Blüthgen, J. . . . . 409  | Gripp, M. . . . . 415     | Lange, K. . . . . 382            | Scherzer, C. . . . . 405    |
| Böhm, F. . . . . 387  | Haider, M. . . . . 392    | Lufft, H. . . . . 399            | Schmidt, G. M. . . . . 385  |
| Busch, F. D. . . . . 374  | Häring, O. . . . . 393    | Maly, F. . . . . 400             | Schwabmann, M. . . . . 388  |
| Dietzberg, M. . . . . 388   | Hartke, W. . . . . 416    | Mennicken, H. . . . . 379        | Simon, G. . . . . 415       |
| Dittrich, G. . . . . 410  | Helbig, M. . . . . 417    | Muffka, R. . . . . 423           | Stallbaum, D. . . . . 406   |
| Ebelmann, M. . . . . 391  | Hertommer, J. . . . . 394 | Naef, H. . . . . 424             | Stodt, Th. . . . . 429      |
| Ellenberg, H. . . . . 411   | Hessler, C. . . . . 395   | Nelle, O. . . . . 401            | Tschel, E. . . . . 380      |
| Evans, W. . . . . 389   | Hüb, M. . . . . 381       | Quelle, O. . . . . 425, 426, 427 | Thorade, D. . . . . 375     |
| Fischer, G. . . . . 412   | Höhm, W. . . . . 396      | Ramlow, G. . . . . 374           | Tschel, E. . . . . 383      |
| Fels, C. . . . . 413  | Hohmann, W. . . . . 418   | Riedl, F. . . . . 377            | Wächter, J. . . . . 378     |
| Fischer, G. . . . . 390   | Jaacks, G. . . . . 419    | Salaverria, J. M. . . . . 402    | Walter, M. . . . . 407      |
| Fischer, D. . . . . 414   | Järgel, G. R. . . . . 420 | Saunhaber, E. . . . . 403        | Wandschauer, D. . . . . 430 |
| Fog, R. . . . . 391   | Klab, J. . . . . 414      | Sapper, K. . . . . 404           | Witttram, R. . . . . 376    |

ASTRONOMISCHE MONATSECKE von Dr. Hans Klauder, Heidelberg-Königt., Sternwarte 240  
 SONDERBEILAGEN: Tafel 16—18: 9 Abbildungen zu D. Rudloff: Bulgarien

Einzelpreis dieses Doppelheftes . . . . . RM. 2.—  
 Für Mitglieder des NSLB. . . . . RM. 1.35

Jedem Volk der Erde glänzt  
einst sein Tag in der Geschichte,  
wo es strahlt im höchsten Lichte,  
und mit hohem Ruhm sich kränzt,  
doch des Deutschen Tag wird scheinen  
wenn der Zeiten Kreis sich füllt.

Friedrich Schiller

## BULGARIEN<sup>1)</sup>

von O. RUDLOFF

Staatliche Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert. Mit dem Beitritt Südslawiens zum Dreimächtepakt Ende März 1941 schien die staatliche Entwicklung im Südosten ziemlich abgeschlossen zu sein. Das Land hätte die Grenzen, die es durch den Weltkrieg erhalten hatte, bei der Neugestaltung Europas festigen können, weil alle Nachbarn berechnete Ansprüche des großen Zieles wegen hatten fallen lassen. Bulgarien leistete einen besonders schweren Verzicht. Die in drei Kriegen vergeblich umkämpften makedonischen Gebiete mußte es bei dem vom Schicksal mehr begünstigten Nachbarn sehen.

Schon 1870 hatte die türkische Regierung den Bulgaren die kirchliche Selbständigkeit gewährt, um die politische noch verweigern zu können. Es wurde die Bulgarische Exarchie gebildet, d. h. eine selbständige bulgarische Kirchenverwaltung, die die Gebiete mit bulgarischer Mehrheit umfaßte. Volksabstimmungen, z. B. in den Landschaften um Skopje (Usküb) und Ochrida, fielen trotz türkischer Verwaltung und griechischer Geistlichkeit zugunsten der Bulgaren aus (s. Karte). 1878 schien das Großbulgarische Reich nach dem mit russischer Hilfe geführten Freiheitskampf Wirklichkeit zu werden. Im Frieden von San Stefano wurden die Grenzen ähnlich denen des Exarchats festgesetzt. Auf Betreiben Englands<sup>2)</sup> wurden beim Berliner Kongreß die Grenzen in Britanniens Sinne bestimmt, das mit Bulgarien das gefürchtete Rußland am Mittelmeer sah. So entstanden das Fürstentum Bulgarien zwischen Donau und Balkan mit der Landschaft um Sofia und das autonome Ostromelien als türkische Provinz, das sich 1885 mit dem Fürstentum vereinigte. 1908 brachte den Bulgaren die völkerrechtliche Selbständigkeit und dem Fürsten die Zarenwürde. Beide wurden in Erinnerung an das Zweite Bulgarische Reich (1186—1398, Erstes Reich 679—1018) in dessen alter Hauptstadt Tirnovo ausgerufen, in der heute die Große Nationalversammlung zu tagen hat, wenn über Gebietsabtretungen und Verfassungsänderungen zu beraten ist, um die Erinnerung an die beiden bulgarischen Reiche wachzuhalten. Als wenige Jahre später die Vorverträge der Balkanstaaten für die Aufteilung der Europäischen Türkei abgeschlossen wurden, erkannten Serbien und Griechenland Bulgariens Recht auf Makedonien an. Griechenland wollte nur Saloniki und Umgebung, damit diese Stadt „außerhalb der Schutzweite der bulgarischen Kanonen stehe“. Nach dem unglücklichen zweiten Balkankrieg verlor Bulgarien Makedonien, Thrakien, Kavalla und die Dobrußtscha. Auch der Weltkrieg erfüllte nicht die Hoffnungen. Statt ganz Makedonien, die Gegend um Nißch und Pirod, die Dobrußtscha und den Hafen Kavalla zu erwerben, mußte es in Neuilly noch 1913 Erträmpftes an die Nachbarn abtreten. Erst die deutsche Erneuerung und die Siege des Reiches trugen dazu bei, daß wenigstens Rumänien im Vertrage von Trajowa (7. Sept. 1940) die Süddobrußtscha zurückgab.

Wie sich im einzelnen unsere Siege über Jugoslawien und Griechenland für Bulgarien auswirken werden, läßt sich heute noch nicht übersehen; jedoch unterstehen bereits Teile Makedoniens der bulgarischen Verwaltung mit dem Regierungssitz Skopje<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Der Aufsatz schließt sich im Aufbau und Inhalt eng an einen ähnlichen an, der 1939 in der Zeitschrift „Politische Erziehung“, Die Höhere Schule, S. 6 u. 8, erschienen ist.

<sup>2)</sup> Lord Salisbury: „Das Zulassen (Bulgariens) zum Ägäischen Meer kann nicht ohne das Gefühl starker Erbitterung von den Nachbarn angenommen werden. Wenn dagegen Bulgarien, statt sich bis zu Agäa und zum Ochridasee auszudehnen, im Süden bis auf das Balkangebirge beschränkt wird und der andere Teil der südlichen Provinz unter der Obhut des Sultans bleibt, wird diese Gefahr vernieden, wenn nicht vollkommen beseitigt.“

<sup>3)</sup> Die bisherige jugoslawische Vanschaft Wardar mit der Hauptstadt Skopje (serbisch Skoplje) hatte 36 700 qkm und 1,6 Mill. Einwohner. Griechisch-Thrakien und Makedonien hatten verwaltungsmäßig 43 200 qkm und 1,7 Mill. Einwohner.

**Grenzen und Größe.** Die Nordgrenze des Landes (111000 qkm) bildet heute und zumeist auch in der Vergangenheit die Donau, die vom Eisernen Tor bis Silistria 700—2200 m breit ist und 4 m Tiefe kaum übersteigt. In der Enge zwischen den Karpaten und dem Balkan, im Kasan (türkisch = Kessel), dagegen wird sie an einzelnen Stellen bis auf 150 m zusammengedrängt und soll Tiefen von 50 und 70 m haben. Die Stromschnellen des Eisernen Tores, die sich landschaftlich mit der herben Schönheit des Kasan nicht messen können, mußten im Altertum von den Römern mit einem Schleusenkanal überwunden werden, an dessen Stelle die Firma Luther in Braunschweig vor fast fünfzig Jahren einen 1700 m langen Umgehungschanal errichtet hat. Das bulgarische Stetluser ist der Siedlung und dem Verkehr günstiger als das meist flache und sumpfige, Überschwemmungen ausgesetzte rumänische Ufer. Diese Tatsache, der geringe Güteraustausch zwischen Rumänien und Bulgarien, die Kühle der gegenseitigen Beziehungen (Dobrudschafrage!) mögen zusammengewirkt haben, daß zwischen Belgrad und Ischernamoda bisher keine Brücke über die Donau gebaut worden ist. Die Südgrenze von 1919 gegen Griechenland, die Bulgarien bewußt vom Ägäischen Meer (bulgarisch = Weißes Meer) fernhält, läuft über die südlichen Höhen der verkehrsfeindlichen, im Ostteil tabakreichen Rodopen. Die Westgrenze von der Timokmündung bis zur Dreiländerecke am Doiransee trennte die stammes- und sprachverwandten Makedonen von Bulgarien. Die Meeresgrenze mit der Bucht von Burgas und dem Hafen Warna, der durch die wiedergewonnene, getreidereiche Dobrudscha seinen Verkehr erheblich steigern dürfte, stellt zwischen der Donaumündung und dem Bosphorus das beste Küstenstück des Westufers des Schwarzen Meeres dar.

**Oberfläche.** Das Beherrschende im Landschaftsbild in Bulgarien sind die Gebirge. Trotz des Donautafellandes und trotz des Maritabedens gibt es kaum eine Gegend im Lande, in der man nicht Gebirge sieht oder etwa das Gefühl der unbegrenzten Ebene hat wie in anderen Teilen Europas. Der Balkan hat der Halbinsel den Namen gegeben, weil man noch Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Gebirge vom Schwarzen bis zum Adriatischen Meer vermutete. Der schmale, wenig mehr als 30 km breite, mehrere gleichlaufende Ketten bildende Gebirgszug, den die Bulgaren das Alte Gebirge (Balkan = türkisch = Gebirge) nennen, hat von der Küste bis zum Kasan etwa 600 km Länge. Er ist also viermal so lang wie das Erzgebirge. Seine Höhen erheben sich selten zu steilen, zackigen Klippen und Spitzen. Keine eiszeitlichen Gletscherspuren sind auf seinen mittelgebirgschaften Abhängen und Bergen nachgewiesen. Keine Schneefelder überdauern den Sommer wie im Rila- oder Pirinengebirge. Alpine Eindricke sind selten, am ehesten noch in der Umgebung des höchsten Balkanberges im Mittelbalkan, am Zimruftschal (2373 m) und in den tief eingeschnittenen Südtälern. Im Westbalkan hat die höchste Erhebung Ribschur 2116 m. Berühmt sind die elbsandsteinhaften Felsen von Belogradschik. Im Ostbalkan finden sich niedrigere Höhen, nur teilweise werden 1500 m überschritten. Am Schwarzen Meer endet das Gebirge im Kap Eminé, das erdgeschichtlich gesehen das Ende des alpinen Faltenzuges darstellt; weder Krim-Kaukasus noch die nordkleinasiatischen Ketten bilden eine Fortsetzung, wie Eduard Süß es noch annahm.

Fuß und Kamm der Gebirge sind in der Regel kahl, dazwischen sind weiter ab von den Siedlungen prächtige Hochwälder mit Eichen, Buchen und Nadelhölzern. Die Waldgrenze (etwa 2000 m im Rilagebirge, Knieholz 2550 m, Wacholder 2700 m) ist oft künstlich von Wanderhirten und Bauern herabgedrückt worden, weil sie Weideland für das Vieh benötigten. Wenn die Statistik etwa 28 vH der Staatsfläche als Wald bezeichnet, so darf man sich darunter nicht überall den gepflegten mitteleuropäischen Wald vorstellen, sondern auch Buschwerk, das wir kaum Wald nennen würden. In der Hauptsache ist Waldverwüstung daran schuld, obwohl Waldschutzgesetze bestehen. Unter Umständen wird das Mitführen einer Art mit Gefängnis bestraft. Jedes Jahr findet die „Woche des Waldes“ statt, um durch Vorträge in Schule und Öffentlichkeit die Liebe zum Wald zu stärken. Verschiedene Gründe lassen sich für den Zustand des Waldes anführen.

1. Nach altem türkischen Recht war der Wald jedermann zugänglich, so daß er ausgeraubt wurde. Die alte Gewohnheit wird nur allmählich aufgegeben, weil sie mit persönlichen Nachteilen verbunden ist.

2. Der Wald ist nur zu einem Viertel in Staatsbesitz, im übrigen Gemeindecigentum (55 vH) oder Privatbesitz (fast 20 vH) mit staatlicher Pflege und Verwaltung. Trotzdem benutzen die Anwohner ohne Erlaubnis den Wald als Rodungsland, als Viehweide für die Schweine, Ziegen (Kahlstraf), Kinder und Schafe, für Brenn- und Nutzholz, auch zur Herstellung von Holzkohle, so daß eine geregelte Wiederaufforstung nur in den Staatsforsten mit Hilfe des Arbeitsdienstes vorgenommen werden kann oder wenigstens nicht gestört wird.

3. Weite Waldstrecken an den Straßen sind zur türkischen Zeit abgebrannt worden, um die Straßen vor Räubern zu schützen.



### ERLÄUTERUNGEN ZUR KARTE:

**Exarchat:** Durch Erlass der türkischen Regierung wurde eine unabhängige bulgarische Kirche, die Bulgarische Exarchie, geschaffen. Die Grenzen wurden von den Türken festgesetzt, weil der griechische Patriarch und die Bulgaren sich nicht einigen konnten.

**San Stefano:** Friede zwischen Rußland und der Türkei (7. Russisch-türkischer Krieg); Schaffung eines bulgarischen Königreiches. Infolge der Kriegsdrohung Englands kam es wegen der Schwäche Rußlands zu den Ergebnissen des Berliner Kongresses.

**Londoner Friede und Friede von Bukarest:** Nach dem 1. Balkankrieg verzichtete die Türkei auf die Gebiete westlich der eingezeichneten Linie zugunsten der verbündeten Serben, Griechen und Bulgaren.

Infolge der Streitigkeiten unter den Verbündeten kam es zum 2. Balkankrieg, dem Kampf der Serben, Griechen, Türken und Rumänen gegen die Bulgaren. Ergebnis: Friede von Bukarest und Konstantinopel.

4. Das Wegschweimmen der Strume und gelegentliche Verkarstung erschweren das Wiederaufforsten.

Südlich des Balkan, der nicht durchweg einen Steilabfall hat, wie man oft lesen kann, läuft in gleicher Richtung das Mittelgebirge mit annähernd Schneefoppenhöhe (Vogdan 1573 m). Zwischen beiden liegt das Rosental mit dem Oberlauf der Tundscha (416 km<sup>4</sup>), Saale 427 km). In diesem Talbecken gedeiht auf einer Fläche von 60 bis 70 qkm, besonders um Karlowo, weniger um Kasanlik, die Rose, deren Öl zu den bekanntesten Erzeugnissen Bulgariens gehört, obwohl die Rosenölgewinnung im Wirtschaftsleben des Landes nur eine bescheidene Rolle spielt.

Jenseits des Mittelgebirges dehnt sich das Maritatiefland, die Thracische Ebene oder Mittelbulgarien aus. Das Gebiet ist eine Einwalmung der Erdkruste, eine Großmulde im Sinne Pencks. Bei der geringen Meereshöhe (Plovdiv = Philippopel 160 m) und der leichten Zugänglichkeit von Ost und Südost ist es in Wirtschaft und Kultur (Reis, Baumwolle) am stärksten in Bulgarien von den Türken beeinflusst worden und am längsten in ihrem Besitz geblieben (etwa 1363 bis 1878—85), andererseits auch immer Durchgangsland friedlicher und kriegerischer Art gewesen (Kreuzzüge, Orientbahn). Vom nahen Ägäischen Meer trennt Mittelbulgarien das Rodopengebirge zwischen Mesta

<sup>4</sup>) Die Länge der bulgarischen Flüsse ist nach einem bulgarischen Erdkunde-Lehrbuch angegeben worden. Die Wortbildung Rodopen entspricht dem bulgarischen Sprachgebrauch (vgl. im Deutschen Alpen, Apenninen, Pyrenäen, Karpaten, Sudeten u. a.).

(Mesta 246 km, Mulde 252 km) und Mariža (Main). In Ausdehnung entsprechen die Rodopen dem Schwarzwald, Wasgenwald und der Oberrheinischen Tiefebene zusammen. Die höchsten Erhebungen übersteigen 2000 m. Die Ostrodopen sind niedriger und volkreicher (Tabak!) als die Mittel- und Westrodopen. Diese wie das benachbarte Rilagebirge und das Piringebirge zwischen Mesta und Struma (392 km, Spree 398 km) sind nur in den Tälern bewohnt und beherbergen in dichten Wäldern noch Raubwild (Wölfe, Wildkazen, auch Bären).

Hochgebirgscharakter zeigen die Rodopen im allgemeinen genau so wenig wie der Balkan. Nur Rila und Pirin erinnern an die Alpen, sie weisen die höchsten Erhebungen der Halbinsel auf. Der Musala im Ostteil des Rilagebirges, dem Quellgebiet der Mariža und des Jffer (401 km, Spree 398 km), ist mit 2924 m höher als der Olymp (2918 m) und höher als die höchste Erhebung des Pirin, Eltepé, die nach trigonometrischen Messungen der letzten Jahre 2915 m hoch ist. Das Piringebirge gehörte bisher zu den unbekanntesten Teilen Europas, weil es bis 1913 türkisch war. Die Untersuchungen von Prof. Louis haben geradezu überraschende Ergebnisse gehabt. Der Hauptgipfel Eltepé war um 235 m höher als nach den Erkundungen des Militärgeographischen Institutes in Wien <sup>5)</sup>, und im Süden hat sich gar ein Unterschied von über 900 m ergeben. Im Lande selbst aber waren die Gebirge nicht unzugänglich. Die zahlreichen Seen (140—50) in einer Höhe von 2100 m bis 2780 m (Eissee, Rilageb.), die der Vergleiche rung des Gebirges zur Eiszeit ihre Entstehung verdanken, der fast unberührte Hochwald, der herrliche Blick von den Höhen und geringe bergsteigerische Schwierigkeiten machen Wanderungen in dem dünnebesiedelten, kaum erschlossenen Gebirgen zu einem Genuß, wie man ihn selten in Mitteleuropa haben kann. Die zunehmende Zahl der Hütten der bulgarischen Wandervereine und Autolinien, die von Jahr zu Jahr häufiger und regelmäßiger fahren, erleichtern zu allen Zeiten, auch im Winter für das Schneeschuhlaufen, den Besuch der Gebirge, am meisten bei der Witoscha (2286 m) in Hochbulgarien, wo die Straßenbahn den Wanderer aus der Großstadt Sofia bis zum Fuße des Gebirges bringt. Sommerhäuser von der einfachsten Bretterhütte bis zum neuzeitlichen Landhaus werden in größerer Zahl von wohlhabenden Kreisen gebaut. Gasthöfe, die in Sofia und in größeren Orten, wie Philippopol (= Plowdiw), Warna oder Burgas sich mit unseren messen können, erleichtern das Reisen. Man darf aber heute noch nicht im Lande das erwarten, auch nicht in Warna oder Schamforia, was wir in einem guten deutschen Seebad oder einer Sommerfrische von Ruf gewöhnt sind. Auch die zahlreichen seit Römerzeiten benutzten heilkräftigen Quellen <sup>6)</sup>, die im Schrifttum gern mit bekannten mitteleuropäischen Bädern verglichen werden und in ihrer Wirkung diesen durchaus entsprechen, bieten im heißen Sommer dem an das Klima nicht gewöhnten Deutschen kaum Erholung. Ebenso die Umstellung auf andere Kost und Getränke oder anderen Brauch des Alltags (Aborte türkischer Art) gelingt nicht jedem. Diese Dinge müssen beachtet und berücksichtigt werden, sonst entstehen falsche Urteile über das Land, das in allen Kreisen uns gewogen ist.

Klima. Der Deutsche, der einige Jahre im Lande verbracht hat, nimmt die Erinnerung an ebenso kalte Winter wie in der Heimat mit, und an heiße regenarme Sommer. Tatsächlich ist Nordbulgarien genau so kalt oder kälter wie mitteldeutsche oder ostdeutsche Gebiete. Das Deli Orman zwischen Donau und Nasgrad hat im Januar einen Durchschnitt von etwa  $-4^{\circ}$  C, ganz Nordbulgarien, ausgenommen die Umgebung von Warna hat Werte unter  $0^{\circ}$  C, Ruzschuk (bulg. Russe) z. B.  $-1,7^{\circ}$  C. Sofia, in der Meereshöhe von München, hat einen Durchschnitt von  $-2,5^{\circ}$  im kältesten Monat. Selbst in der Marižaebene hat Basardschik noch  $-0,5^{\circ}$  und erst Plowdiw hat  $+0,9^{\circ}$ . Die Einflüsse des Mittelmeeres, das an der Marižamündung Januardurchschnitte von  $+4$  bis  $+5^{\circ}$  zeitigt, sind also nur schwach bemerkbar. Die Sommerhitze dagegen ist in allen Gebieten, abgesehen von den Bergen, zahlenmäßig fast gleich. Sofia hat im Juli und August fast  $21^{\circ}$ , Plowdiw etwa  $3^{\circ}$  mehr. Nordbulgarien hat Durchschnittswerte, die zwischen beiden liegen, wobei die Donauorte besonders heiß sind: Widin und Silistria erreichen Durchschnitte zwischen  $23$  und  $24^{\circ}$ . Nur die Küste am Schwarzen Meer weist Einflüsse der nahen See auf. Die Niederschläge sind sehr ungleich. Besonders regenarm (unter 500 mm) ist das Marižatal zwischen Basardschik und Plowdiw; ohne die Zuflüsse der Rodopen würde die Verdunstung usw. die Zufuhr übersteigen. Ähnlich niederschlagsarm sind nur das untere Strumatal, ein Streifen am Schwarzen Meer mit einem Ausläufer zur Tundscha und Strecken zwischen Swischtow und Ruzschuk. Viel Niederschläge haben die Gebirge: Rila, Rodopen, Hoher Balkan und selbst die Strandschahöhen. All das bewirkt — seltenerer sommerliche Niederschläge, größere Hitze und kürzerer Winter —, daß nur in Südbulgarien Baumwoll- und Reisanbau möglich sind. Ausgesprochene Mittelmeerpflanzen, wie Öl bäume, gedeihen wegen des strengen von Rußland beeinflussten Winters nicht.

Bevölkerung. Den Deutschen aus dem Inneren des Reiches fesselt in Bulgarien das Neben-

<sup>5)</sup> Vgl. das Blatt Djumaja des R. R. Militärgeogr. Institutes 1:200000.

<sup>6)</sup> Nach Prof. Kapner (Berlin) kommt in Bulgarien eine Thermal- oder Mineralquelle auf 31 qkm.

einander der Nationalitäten. Die Vielgestaltigkeit der Bevölkerung und die Verschiedenheit der Bekenntnisse ist als Erbe des türkischen Reiches größtenteils noch geblieben, auch wenn der Türke politisch nichts mehr zu sagen hat. Trotzdem ist bei 86,8 vH Bulgaren (1934), einschließlich 240000 Flüchtlinge aus dem türkischen Thrakien, aus Makedonien und Kleinasien, der Staat vollstich so in sich gefestigt, wie kein anderer slavischer. An zweiter Stelle stehen die Türken mit 10,2 vH. Es folgen Zigeuner mit 1,3 vH, Griechen, Spaniolen, Armenier, Aromunen (alle unter 1 vH) und kleinste Volksplitter aus dem Osten. Die Zahl der Deutschen dürfte einige Tausend betragen, die Angaben darüber sind etwas schwankend. Ebenso vielfältig sind die Bekenntnisse und Religionen: Bulgarisch-Orthodoxe, armenische Gregorianer, Katholiken, Protestanten, Juden, Mohammedaner (Türken, Zigeuner; Pomaken = bulg. Mohammedaner etwa 1,9 vH der Bevölkerung).

Das Minarett steht neben dem Glockenturm, der erst nach der Befreiung errichtet werden konnte, weil das türkische Gesetz Glockenläuten verbot. Man behalf sich mit Brettern, gegen die Hammerschläge geführt wurden. Sie werden heute als nationales Heiligtum und Mahnung für die Zukunft bewahrt. Alles Islamische aber wird im Stadtbild zurückgedrängt, fällt der Begradigung des orientalischen Straßengewinkels zum Opfer, wird von der Moscheeverwaltung aufgegeben oder verfällt, weil die Mittel fehlen oder die Gläubigen in die Türkei abgewandert sind. Denn der Türke ist stolz und lebt ungern unter fremder Herrschaft. Türkische Bäder und Rasthäuser werden abgebrochen, weil Platz für neuzeitliche Bauten gebraucht wird. Die Alexander-Newski-Kathedrale steht in Sofia als Wahrzeichen des Sieges der christlichen Slawen über den türkischen Halbmond. Bezeichnenderweise ist eine große Moschee in Sofia Ausstellungshalle des Bulgarischen Landesmuseums geworden, wie seit einigen Jahren die Hagia Sofia in Konstantinopel. Nur in der Kleidung der bäuerlichen Bevölkerung, abgesehen von der Frauentracht, deuten weite Hosen und breite Bauchbinden darauf hin, daß die Bevölkerung in früherer Zeit sich wenigstens äußerlich dem türkischen Herrenvolk angeglichen hatte. Das farbenprächtige, landschaftlich sehr verschiedene Frauenkleid weicht heute bereits stark gemeineuropäischen Zuschnitten. In der Art ist die Frauentracht seit alten Zeiten sehr beständig gewesen. Bulgarische Kenner wollen die makedonische Frauenkleidung in Schnitt und Muster auf byzantinische zurückführen. In der Stadt ist die überkommene Tracht durchweg europäischer Mode gewichen, wie überhaupt der Bulgare, der jahrhundertlang Bauer war, verhältnismäßig rasch und gern verstädtert. Im Schrifttum wird oft das Mißtrauen der Bulgaren gegenüber Fremden hervorgehoben. Bei den Älteren mag das mehr zutreffen als bei den Jüngeren. Im ganzen genommen ist der Bulgare arbeitsam, sparsam, vorwärtsstrebend, ehrlich, gastfreundlich, ein guter Kaufmann, doch nicht so verschmitzt wie Armenier oder Griechen, und stolz auf sein Volk und Vaterland. Er kann keinesfalls als Levantiner gelten.

Zum Islam übergetretene oder dazu gezwungene Bulgaren sind die Pomaken, die hauptsächlich in den Rodopen haufen. Sie sind wenig freundlich eingestellt gegen ihre christlichen Landsleute und gegen Fremde. Im Unterschied zu den strebjamen christlichen Bulgaren hängen sie am Althergebrachten. Ihre Siedlungen machen einen zurückgebliebenen, wenig gepflegten Eindruck.

Der Türke zeigt, wie einmal gesagt worden ist, unter fremder Herrschaft seine guten Seiten. Er ist langsamer und bedächtiger als der lebhaftige Slawe, wirkt vornehm durch sein gemessenes, gelassenes, zurückhaltendes Benehmen, das oft Unkenntnis verbirgt, hängt mehr am Islam als sein Landsmann in der neuen Türkei, ist stets freundlich und entgegenkommend, namentlich dann, wenn er nicht auf die Abwehr stößt, die dem fremdrassigen und andersgläubigen ehemaligen Herrn von dem Einheimischen entgegengebracht wird. Die Türken sitzen am zahlreichsten in Südbulgarien, besonders in den Tabakgebieten der Rodopen, im Deli Orman — früher Grenzschutz gegen die Russen — im Nordosten bis hin nach Schumen, dem alten Mittelpunkt der Türken in Nordbulgarien, das die schönste Moschee im ganzen Lande hat und heute noch gegen 20 vH türkische Einwohner, die um 1880 in der Stadt und auf dem Lande fast noch die Hälfte ausmachten. Die Griechen lebten seit alten Zeiten an der Küste des Schwarzen Meers und in den benachbarten Landstrichen. Sie trieben Schifffahrt und Handel und hatten vor der Schaffung der Bulgarischen Exarchie Kirche und Schule in der Hand, die sie rücksichtslos ausnützten, um — ohne Erfolg — die Bulgaren für ihre Art zu gewinnen. Der gegenseitige Haß, den dieses Unterfangen zur Folge hatte, ist heute noch zu spüren. Als Volksgruppe sind sie völlig bedeutungslos geworden. Die Mehrzahl ist in die Heimat abgewandert, die nach dem Weltkrieg an die zwei Millionen Flüchtlinge aus Kleinasien und Thrakien aufnehmen und unterbringen mußte.

Ein merkwürdiges Völkchen sind die Aromunen (Walachen, Rußowalachen, Karakatschani), die eine romanische Sprache sprechen. Sie sind wahrscheinlich die letzten Überbleibsel der im Altertum romanisierten Bevölkerung, die sich vor den vordringenden Slawen in die Berge gerettet hatten (wie

später die Bulgaren vor den Türken), als Viehzüchter auf den Hochweiden lebten und aus Futtergründen weite Züge unternehmen mußten. Der Ortsname Walachisch-Meseritz im Protektorat am Westfuß der Karpaten erinnert in Mitteleuropa an sie. Die heutigen Rumänen werden als Zweig derselben Gruppe angesehen; denn die Anschauung, daß die Rumänen seit Römerzeiten ununterbrochen in ihren Sizen geblieben seien, scheint aus sprachlichen Gründen, die Überlieferungen stützen, nicht ganz richtig zu sein. Wahrscheinlich sind sie erst im Mittelalter aus der Bergwelt der Halbinsel wieder in die Ebenen nördlich der Donau vorgeedrungen. Andere Aromunen sind in fremdem Volkstum aufgegangen, so in Istrien und in Thessalien, das früher Große Walachei genannt wurde. Die seßhaft gewordenen Aromunen suchen als Händler und Handwerker ihr Brot. Die Zigeuner nomadisieren im Unterschied zu anderen Ländern nur wenig. Man findet sie überall als Schuhputzer und Lastträger. Die Armenier sitzen mindestens seit byzantinischer Zeit im Lande. Sie sind gewiegte Kaufleute, die früher mit den Griechen und Ragusanern den Handel zwischen West und Ost in den Händen hatten. Die verschiedenen Gruppen vermischen sich bemerkenswerterweise — abgesehen von Bulgaren und Griechen — kaum. Staatsrechtlich unterscheidet man in Bulgarien Staatsangehörigkeit und völkische Zugehörigkeit. In seinen Papieren ist jeder bulgarischer Staatsangehöriger, aber auch noch bulgarischer, türkischer oder armenischer Nationalität. Auch der Ausländer muß diese Fragen beantworten, z. B. sich als griechischen Staatsangehörigen, aber jüdischer Abstammung bezeichnen. Ehen zwischen Mohammedanern und anderen sind nach dem orthodoxen Kirchenrecht, das in Bulgarien gilt, verboten. Ebenso sind seit langem Geisteskrankheit, Epilepsie und seit 1895 auch Geisteschwäche und Syphilis ehelindernd, freilich ohne daß ein Gesundheitszeugnis vorgelegt zu werden brauchte.

Wirtschaft. Allgemein bekannt ist, daß das Land vorwiegend von der Landwirtschaft lebt und daß etwa 80 vH der Bevölkerung landwirtschaftlich tätig sind. Es ist ein Land ausgesprochen bäuerlichen Betriebs, wo der Bauer mit den mithelfenden Familienangehörigen alles besorgt. Landarbeiter werden kaum beschäftigt, höchstens im Reisbau und auf einigen wenigen Gütern. Güter über 30 ha machen 0,62 vH der Zahl der Betriebe und 5,25 vH der Fläche aus. Vorbild für den Fortschritt sind daher weniger die großbäuerlichen Wirtschaften als die in Verbindung mit Muttergütern und Gestüthen blühenden landwirtschaftlichen Schulen. Die Maschinenanwendung<sup>7)</sup> wird durch den Kleinbesitz nicht gerade gefördert. Aber das glänzend entwickelte Genossenschaftswesen überbrückt dabei viel Hemmnisse und gewährt dem Bauern Förderung und Kredit. Wenn die durch Erbteilung bedingte Zersplitterung einmal überwunden werden kann und der Übergang zum stärkeren Anbau von Industrie- und Ölpflanzen vollzogen ist, wird es dem Bauern wirtschaftlich besser gehen. Diese genannten Gewächse, wie Rosen, Tabak, Baumwolle, Ölpflanzen und Wein, spielen in unserer Vorstellung eine Hauptrolle. Aber noch 1930 machten Rosen, Tabak, Wein und Mais von der Landesfläche nur 0,9 vH aus, von der Pflanzenanbaufläche allerdings wesentlich mehr<sup>8)</sup>.

Weitere Eigentümlichkeiten der landwirtschaftlichen Betriebe gegenüber unseren mitteleuropäischen zeigt auch die Viehhaltung. Das Schwein tritt heute noch als Folge des Einflusses des Islam zurück. Die Büffel sind schon zur byzantinischen Zeit nachweisbar, denn im 9. Jahrhundert werden einmal Gefangene gegen Büffel ausgetauscht. Sie werden gern als Zugtier verwendet. Ihre Butter ist im heißen Sommer der Hausfrau willkommen. Die Pferde kommen im allgemeinen, wohl als Folge der Wartung und Fütterung, an unsere Zuchten nicht heran. Esel und Maultiere schwanken in den einzelnen Kreisen erheblich an Zahl<sup>9)</sup>. Federvieh aller Art läuft im Dorfe frei herum und erleichtert im Sommer das Wirtschaften, ebenso die billigen Eier. Sie werden in steigender Zahl ausgeführt, nachdem man der Zucht der Hühner zwecks Steigerung des Eiergewichts mehr Aufmerksamkeit gewidmet hat. Zeitweise steht die Eierausfuhr dem Werte nach an zweiter Stelle nach dem Tabak. So fließt aus der Landwirtschaft der größte Teil des Volkseinkommens. Ihr Anteil hat in den letzten fünfzehn Jahren bisweilen zwei Drittel des Gesamteinkommens betragen. 1938 bezog allein das Deutsche Reich Erzeugnisse im Werte von 95,7 Mill. RM.

Am wichtigsten für die Ausfuhr ist der Tabak. Das Inland verbraucht etwa 5 Mill. kg, der Rest von 35 Mill. kg geht nach Mittel- und Nordeuropa. Obwohl der Tabak noch nicht 1 vH der Pflanzen-

<sup>7)</sup> 60 vH Hackenpflüge, 25 vH Stahlpflüge.

<sup>8)</sup> Pflanzenanbaufläche 1930: Getreide 66 vH, davon Weizen 29,5 vH, Mais 16,6 vH, Gerste 6,8 vH, Roggen 6,5 vH, Reis 0,17 vH; Futterpflanzen 13,4 vH; Brache 9,7 vH; Öl- und Handelspflanzen 3,7 vH, davon Tabak 0,72 vH, Wein 2,1 vH; Hülsenfrüchte 2,0 vH; Melonen, Obst, Kartoffeln, Gemüse, Rosen, Maulbeeren das übrige. — Bodennutzung 1930: Wald 27,9 vH, Ackerland und Weideland 31,7 vH, Brache 3,9 vH, Feld 36,6 vH, Reis 0,9 vH.

<sup>9)</sup> Je Quadratkilometer: Schafe 84,7 Stück, Rinder 17,6 Stück, Ziegen 12,2 Stück, Schweine 9,7 Stück, Pferde 4,7 Stück, Büffel 4,3 Stück, Esel, Maultiere 2,6 Stück.



anbaufläche ausmacht, lebt ein Siebentel der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung von seinem Anbau. Er kommt im Gebirge (Nistrodopen) und in der Ebene fort. Er bevorzugt lockere, sandige, humusarme (Humus bewirkt Entartung: große Blätter auf Kosten der Güte!) Lehmböden, besonders den Verwitterungsboden des Granits, während die Rose den sandig-steinigen Verwitterungslehm des Gneises braucht. Der Tabak gedeiht am besten ohne Fruchtwechsel, sonst leidet das Aroma. Weil der Sommer niederschlagsarm ist, wird er trotz etwas zu niedriger Durchschnittswärme (21° bis 25°) im Vergleich zu den feuchten Tropen gut. Seine Ausfaat erfolgt wegen der Frostgefahr erst im März. Bei der Ernte werden die Blätter nach und nach von unten nach oben nach Blattgruppen gepflückt, über der Straße und an den Häusern oder in 2200 Trocknungsanlagen getrocknet und in Ballen auf Büffelwagen zur Bahn oder in die Fabrik geschafft, in denen, namentlich in Plowdin, Zigaretten mit deutschen Maschinen hergestellt werden. Von der geplanten Monopolisierung der Herstellung ist man wieder abgerückt. Wenn die Felder abgeerntet sind, werden sie im Herbst wie der Wein von den Schafen abgefressen.

Die Rose wird im Rosental und im Mittelbalkan zu 99,5 vH bis zu 900 m Höhe angebaut, der Rest in den Nordrodopen in der Gegend von Peshtera. Die Anbaufläche schwankt zwischen 6000 ha und 7000 ha. Sie ist seit 1917 (9000 ha) geringer geworden, weil Wein auf bisherigem Rosenland angepflanzt worden ist. Von den 7000 Rosenarten sind nur sieben in Bulgarien für die Ölgewinnung geeignet, wobei zwei Arten, die *Rosa Damascena* Miller und die *Rosa alba*, bevorzugt werden. Die Stöcke sollen die beste Ernte zwischen dem dritten und zehnten Jahre geben. Die Rose wird in Kleinbetrieben in der Nähe des Dorfes gezogen, weil sie wie der Tabak viel Arbeit erfordert und in den Stunden vor 9 Uhr morgens gepflückt werden muß. Die Destillationen (3 Mill. Rosen etwa 1 kg Öl) gehören oft Genossenschaften und sind verhältnismäßig modern eingerichtet. Die Verfälschung des Rosenöls erfolgt mit dem sog. Germaniumöl, dessen Einfuhr mit Gefängnis bestraft wird.

Ein Geschenk der Türkenzeit ist der Reis. Bald nach der Eroberung des Landes im 14. Jahrhundert ist er in dem dafür geeigneten Maribatal angebaut worden. 96 vH des bulgarischen Reises werden hier heute geerntet, nur 4 vH in Bulgarisch-Makedonien. In den letzten Jahrzehnten der Türkenherrschaft sind fast 80 qkm damit besät worden. Einige Jahre wurde der Anbau wegen der Malaria-gefahr verboten, um 1885 wieder erlaubt zu werden, doch wurde je nach Größe des benachbarten Ortes eine Mindestentfernung vorgeschrieben. Wenn die Bewässerungspläne an der Mariza durchgeführt sind, will man den Reissbau erheblich fördern. Von 1285 qkm zu bewässerndem Land sollen 212 in bestimmter Fruchtfolge mit Reis bestellt werden. Der Anbau geschieht in der allgemein üblichen Weise.

Auch die Baumwolle kann in Südbulgarien noch mehr als bisher angebaut werden, da die Hitze und Trockenheit im Sommer und Herbst ihr sehr zuträglich sind. Ihr Anbau wird von der Regierung gepflegt und gefördert, so durch hohe Zölle auf Kunstseide, die natürlich auch die eigene Seidengewinnung unterstützen sollen. Im Landschaftsbild fällt die Baumwolle kaum auf, zumal sie auch gartenmäßig gezogen wird. Die Baumwolle Bulgariens hat etwa 2,5 cm Faserlänge. Sie gleicht amerikanischen und russischen Sorten „Upland“. Mit ägyptischen Sorten hat man weniger gute Erfahrungen gemacht.

Industrie. Die Industrie ist im Lande erst im 19. Jahrhundert entstanden, als in Sliven 1834 das erste Textilunternehmen gegründet wurde. Heute beschäftigt dieser Zweig rd. 18000 Arbeiter. Die Hauptzweige sind Sliven und Gabrowo. Dem Werte der Erzeugung nach steht sie an erster Stelle. Es folgt die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel, vor allem also Mühlen und Zuckfabriken für die Verarbeitung der Rüben, ferner Unternehmen der Pflanzenölverarbeitung (Sonnenblumenöl, Leinöl usw.) und Konservenindustrie (Tomatenkonserven, auch für die Ausfuhr). Etwa 4000—5000 Arbeiter werden in dieser Gruppe beschäftigt. An dritter Stelle steht der Arbeiterzahl nach die keramische, Glas- und Kalkindustrie und an vierter die Metallwarenerzeugung. Rechnet man Maschinen- und Apparatebau hinzu, so würde dieser Erwerbszweig an dritter Stelle einzusetzen sein und etwa 4000 Leute ernähren. Mit Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Autos, Schiffen und Maschinen ist Bulgarien auf das Ausland angewiesen. Deutsche Erzeugnisse nehmen dabei, ebenso bei elektrischen Bedarfsgegenständen, einen bevorzugten Platz ein. Der Flugzeugbau wird seit 1937 im Lande aufgenommen. Die Tabakverarbeitung steht der Beschäftigtenzahl nach an fünfter Stelle, dem Werte ihres Inlandsverbrauchs nach an dritter. Im ganzen betrug der Umsatz der bulgarischen Industrie 1935 im eigenen Lande um 200 Mill. RM., die Zahl der Beschäftigten rd. 45000. Der Industrieanteil am Volkseinkommen schwankte zwischen 5 und 8 vH. So sehr eine gewisse Ausweitung der Industrie volkswirtschaftlich und bevölkerungspolitisch noch wünschenswert sein mag, um die zum Teil zu dicht bevölkerten landwirtschaftlichen Gebiete zu entlasten, so sehr verzichtet man bewußt auf eine übermäßige Industrieförderung, es sei denn, daß sie der Weiterverarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse zugute kommt. Erstrebens-

wert er scheint die Hebung des Handwerks, da seine Arbeitsweise manche zeitgemäße Änderung und Verbesserung verträgt, selbst wenn etwas Romantik dabei verschwinden sollte.

Schwierigkeiten macht bei allem, namentlich auch bei der Ausfuhrförderung, die Kapitalbeschaffung. Sie ist vorläufig nur durch Heranziehung fremder Gelder zu lösen. Die Schweiz ist besonders stark vertreten. Der deutsche Einfluß ist durch die Verflechtung der Ein- und Ausfuhr und durch die Kreditbank bedeutender als es nach der Statistik der fremden Kapitalien in den Aktiengesellschaften scheinen mag.

**Bodenschätze.** Das Land ist nicht arm an Bodenschätzen. Schon in vorrömischer Zeit ist Bergbau getrieben worden. Die Römer haben ihn fortgeführt und im Mittelalter scheinen sächsische Bergleute aus der Gips ihn belebt zu haben. Heute leidet er — abgesehen von der noch nicht völlig durchgeführten Erforschung der Lagerstätten — an Kapitalmangel und Beförderungsmöglichkeiten. Eisen, Kupfer, Blei, Zink, Mangan sind im Westbalkan, in den mittleren Rodopen, an der Bucht von Burgas Eisenerze in Sandform und anderwärts nachgewiesen. Anthrazit und Braunkohle finden sich im weiteren Umkreis von Sofia. In Pernik, südlich von Sofia, gewinnt man 90 vH der bulgarischen Braunkohle; das Vorkommen soll über eine Milliarde Tonnen betragen. Steinkohle liegt im Balkan zwischen Gabrowo und Sliven. Hauptabnehmer für die Erze waren bisher die Tschechen und Ungarn.

**Verkehr.** Die wirtschaftliche Erschließung des Landes hat immer unter den nicht voll entwickelten Verkehrsverhältnissen gelitten. Als das Land selbständig wurde, waren nicht viel mehr als 500 km Eisenbahnen vorhanden. Die Wege waren in einem schlimmen Zustand. Unermüdlich hat man seitdem versucht, die Eisenbahnen und Straßen auszubauen. Viel geleistet hat der seit 1920 bestehende Pflichtarbeitsdienst — jetzt ein Jahr Dienstzeit und zwei Jahre Wehrpflicht —, der jährlich um 200 km Straßen baut, Ent- und Bewässerungsarbeiten, die Aufforstung und andere Aufgaben durchführt. Der Zugang an Straßen hat in dem Jahrzehnt von 1925 bis 1935 allein 5000 km betragen. Der Straßenbau ist neben dem Eisenbahnbau besonders wichtig, weil der Bahnbau bei der dünnen Besiedlung, den Geländeschwierigkeiten und den Erdbebengefahren unverhältnismäßig teuer und langwierig ist. Autolinien haben daher erhöhte Bedeutung. Heute verkehren vielfach täglich mehrere Autos, wo nach dem Weltkrieg nur zweimal wöchentlich eine Verbindung bestand. Das Verkehrsbedürfnis ist aber überall noch größer und überall noch zu steigern: 1935 gab es 3000 Personenwagen und 750 Lastwagen! Die wichtigsten Seehäfen sind Warna und Burgas; Burgas hat Warna überflügelt. 1935 wurden 112000 Tonnen ein- und 140000 Tonnen ausgeführt. 40 vH des bulgarischen Außenhandels gehen über See, 40 vH werden mit der Bahn befördert und der Rest auf der Donau. Sie wird in Zukunft noch größere Bedeutung gewinnen, denn das Reich ist Bulgariens bester Kunde und Lieferer. Tabak ist das wichtigste bulgarische Ausfuhrgut. Etwa 60 vH des bulgarischen Tabaks gehen ins Reich. Eier stehen an zweiter Stelle. Außerdem kommen aus Bulgarien Weizen, Weintruben und Wein, Erdbeeren, Dörrpflaumen, Äpfel, Nüsse, Sonnenblumenkerne und -öl, Schweine, Hühner, Lamm- und Ziegenfelle.

Des Reiches Anteil am bulgarischen Gesamthandel:

|          | 1929 | 1930 | 1931 | 1932 | 1933 | 1934 | 1935 | 1936 | 1937 | 1938 |                |
|----------|------|------|------|------|------|------|------|------|------|------|----------------|
| Einfuhr: | 22,2 | 23,2 | 23,3 | 25,9 | 38,2 | 40,1 | 53,5 | 60,6 | 54,8 | 51,9 | nach Bulgarien |
| Ausfuhr: | 29,9 | 26,2 | 29,5 | 26,0 | 36,0 | 42,7 | 48,0 | 48,0 | 43,1 | 60,0 | ins Reich.     |

Diese Zahlen sprechen für sich. Der Austausch wird von beiden Seiten auf jede Weise erleichtert. Die Leipziger Messe braucht dabei kaum erwähnt zu werden, wohl aber die Messen von Plowdin (Philippopel) mit 200000 Besuchern und 2000 Ausstellern und die etwas kleinere Messe in Warna. Darüber hinaus wirken die engen geistigen Beziehungen beider Länder. Sehr viele bulgarische Ärzte, Ingenieure u. a. haben im Reich ihre Ausbildung genossen. Die bulgarischen Schulen lassen deutsches Vorbild erkennen, die Universität Sofia hatte 1928 von 64 ordentlichen Professoren 32 mit dem Zeugnis einer deutschen Hochschule. Die Universitätsbibliothek hat mehr deutsche Werke als bulgarische oder französische, russische oder englische. Die blühenden deutschen Schulen in Sofia, Plowdin, Ruffschuf, Warna und Burgas erfreuen sich regen Besuchs der Bulgaren, die sich, wie es von bulgarischer Seite einmal ausgedrückt worden ist, mit dem schöpferischen Geist eines großen Volkes vertraut machen wollen. Das Deutsche Wissenschaftliche Institut in Sofia und Gastprofessuren vertiefen die wissenschaftlichen Beziehungen. Die deutsche Sprache ist heute die am meisten bekannte im Lande. Man hat jetzt fast als Deutscher Mühe, ein paar bulgarische Wörter an den Mann zu bringen. Die Ereignisse der letzten Monate werden dazu beitragen, in noch höherem Maße als bisher die Beziehungen aller Art fester zu knüpfen, ohne daß Reibungen unmittelbarer Nachbarschaft das enge und herzliche Einvernehmen beider Länder stören können.

**SCHRIFTTUM:**

I. Alte grundlegende Werke

1. Boué, Ami: Die europäische Türkei. Wien 1889. Derselbe: La Turquie d'Europe. Paris 1840. Derselbe: Recueil d'itinéraires dans la Turquie d'Europe. Wien 1854.
2. Fiereček, Conit. Joz.: Das Fürstenthum Bulgarien. Prag 1891. Derselbe: Die Heerstraße von Belgrad bis Constantinopel und die Balkanpässe. Prag 1877. Derselbe: Die Geschichte der Bulgaren. Prag 1876.
3. Kaniß, F.: Donaubulgarien und der Balkan. Leipzig 1875, 1882. Wien u. Leipzig 1885.

II. Werke aus der Zeit des Weltkrieges und aus jüngerer Zeit

1. Fschirkoff, A.: Bulgarien, Land und Leute. 2 Bde. (Bulgarische Bibliothek I u. II, Leipzig 1916/17.) Derselbe: Oro- und Hydrographie von Bulgarien. (Zur Kunde der Balkanhalbinsel, I. Reisen und Beobachtungen, Heft 17, Sarajevo 1913.)
2. Staneff u. Slatarski: Geschichte der Bulgaren. (Bulgarische Bibliothek V u. VI, Leipzig 1917/18.)
3. Doflein, F.: Mazedonien. Jena 1921.
4. Weigand, G.: Ethnographie von Makedonien. Leipzig 1924.
5. Schulze-Jena, L.: Makedonien. Jena 1927.
6. Satazow, J.: Bulgarische Wirtschaftsgeschichte. (Grundriß der slavischen Philologie, Bd. 2, Berlin u. Leipzig 1929.)
7. Louis, S.: Morphologische Studien in Südwestbulgarien. (Geogr. Abhandlungen, Reihe 3, S. 2, Stuttgart 1930.)
8. Pohl, J.: Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Jantagebietes in Bulgarien. Diss. Freiburg i. B. 1932.
9. Stubenrauch, W.: Kulturgeographie des Deli-Orman. (Berliner Geogr. Arbeiten, S. 3, Stuttgart 1933.)
10. Gellert u. Lorenz: Die Jumentkolonisation Schwarzmeerbulgariens. Breslau 1934.
11. Wilhelmly, S.: Hochbulgarien. (Schriften d. Geogr. Instituts der Univ. Kiel, Bd. IV u. V, 3, Kiel 1935/36.)
12. Gellert, Joh. F.: Mittelbulgarien. (Neue Deutsche Forschungen, Bd. 124, Berlin 1937.)
13. Schulze, Joach.: Neugriechenland (Griechisch-Thrakien, Südbosporien). (Peterm. Mitt. 1937, Erg.-Heft 233.)
14. Leibrodt, D.: Bulgarien, gestern und heute. Berlin 1938, VDI-Verlag.

**DER METALLERZBERGBAU  
DER DEUTSCHEN KOLONIEN IN AFRIKA**

von *WALTHER SCHMIDT*

**Überzicht über die Erzeugung 1938**

Die nachfolgende Betrachtung beschränkt sich auf die Metallerze; neben untergeordneteren Mineralien fehlen also vor allem Diamanten und Glimmer. Zweitens verzichtet sie auf die Darstellung der bergbaulichen Verhältnisse in den ehemaligen deutschen Kolonien der Südfec. Auch bezüglich der Metallvorkommen Deutsch-Afrikas verfolgt sie lediglich den Zweck, ein kurz zusammengefaßtes Bild des gegenwärtigen Erzeugungsstandes und seiner letzten Entwicklung auf Grund der Förderziffern zu geben. Der Umfang des in unseren afrikanischen Kolonien heute betriebenen Bergbaus geht aus nachstehender Übersicht hervor:

| Metallerze                     | Mengen in Tonnen <sup>1)</sup> |                   |               |                   |        | Wert in 1000 RM. |
|--------------------------------|--------------------------------|-------------------|---------------|-------------------|--------|------------------|
|                                | Südwestafrika                  | Tanganjika        | Ruanda-Urundi | Kamerun           | Summe  | Summe            |
| Rohgold (kg) . . . . .         | 56                             | 3 502             | 400           | 484               | 4 442  | 10 800           |
| Rohsilber (kg) . . . . .       | 21 570                         | 332 <sup>2)</sup> | —             | —                 | 21 902 | 761              |
| Zinn (Konzentrat) . . . . .    | 239                            | 247 <sup>2)</sup> | 1 384         | 315               | 2 185  | 3 560            |
| Kupfer (Gehalt) . . . . .      | 10 623                         | —                 | —             | —                 | 10 623 | 5 630            |
| Blei (Gehalt) . . . . .        | 6 702                          | 33 <sup>2)</sup>  | —             | —                 | 6 735  | 1 160            |
| Zink (Gehalt) . . . . .        | 4 722                          | —                 | —             | —                 | 4 722  | 780              |
| Stannium (Gehalt) . . . . .    | 138                            | —                 | —             | —                 | 138    | 650              |
| Eisenerz . . . . .             | 23 860                         | 15 <sup>4)</sup>  | —             | —                 | 23 875 | 150              |
| Vanadium (Gehalt) . . . . .    | 548                            | —                 | —             | —                 | 548    | 2 030            |
| Wolfram (Konzentrat) . . . . . | 44                             | 1 <sup>2)</sup>   | —             | 18 <sup>2)</sup>  | 63     | 78               |
| Titanerz . . . . .             | 16 <sup>2)</sup>               | —                 | —             | 118               | 134    | 7                |
| Lithiumerz . . . . .           | 764                            | —                 | —             | —                 | 764    | 37               |
| Tantal (kg) . . . . .          | 2 200                          | —                 | —             | 6 900             | 8 200  | 27               |
| Columbit (kg) . . . . .        | 800                            | —                 | —             | 277 <sup>2)</sup> | 1 617  | 4                |
| <b>Summe</b>                   |                                |                   |               |                   |        | <b>25 674</b>    |

1) Für Gold, Silber, Tantal und Columbit in Kilogramm. Einige verbesserte Zahlen werden im Text angeführt.  
 2) Erzeugung 1937.  
 3) Erzeugung 1935.  
 4) Erzeugung 1936.

Der Wert der bergbaulichen Erzeugung (an Metallerzen) betrug 1913 7,28 Mill. Mark (6,52 für Kupfer und 0,23 für Blei in Südwestafrika sowie 0,53 für Gold in Deutsch-Ostafrika). Um einen Vergleichswert zu den Zahlen für 1938 zu finden, bedarf es aber einer Einrechnung der stark gesunkenen Marktpreise für Kupfer und Blei und des heute im Preise höher liegenden Goldes. Unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse stellte sich der Wert 1913 auf nur 4,17 Mill. Mark. Während der Mandatsverwaltung hat sich die Erzeugung an Metallerzen also um etwa das Sechsfache vermehrt. Davon kamen auf Gold eine Erhöhung von 0,64 auf 10,8 Mill. Mark, auf Kupfer und Blei von 3,53 auf 6,79 Mill. Mark und auf alle übrigen unterdes erschlossenen Metallerze 8,08 Mill. Mark. Der Schwerpunkt der Erzeugungszunahme liegt also unzweideutig beim Golde. Der Produktionswert verteilt sich folgendermaßen auf die einzelnen Kolonien (in Millionen RM.):

|                      | Südwestafrika | Tanganjika | Uranda-Urundi | Kamerun |
|----------------------|---------------|------------|---------------|---------|
| Gesamtwert . . . . . | 11,79         | 8,81       | 3,40          | 1,67    |
| davon Gold . . . . . | 0,13          | 8,52       | 0,97          | 1,18    |

Auch aus dieser Zahlenreihe spricht die auffallend starke Bevorzugung des Goldabbaues. In Togo hat der Bergbau überhaupt nicht Fuß fassen können, trotzdem die Vorräte an Chrom, Eisenerz und Bauxit nicht unbedeutend sind, und auch Blei und Gold nachgewiesen sind. In Kamerun hat England auf jede bergbauliche Erschließung verzichtet; aber auch die französische Ausbeute beschränkt sich in stärkstem Maße auf Gold, trotzdem der „Service des Mines“ eine eingehendere Untersuchung der Mineralien vorgenommen und in seinen Berichten immer wieder die bedeutenden Zukunftsmöglichkeiten unterstrichen hatte. Es darf wohl angenommen werden, daß Frankreich der Mut einer größeren Kapitalinvestierung gefehlt hat. Nur Belgien hat in dem schmalen Raum seines Mandatsgebietes von Ruanda-Urundi eine zielstärkere Bergwirtschaft auf Zinn betrieben, wobei eine geringe Goldherzeugung abfiel. Besonders augenfällig wird der einseitige Abbau an Gold in Tanganjika durch die Engländer. Südwestafrika hat den alten Ruf als Bergbaufolonie im eigentlichen Sinne gewahrt. Das Gold blieb von untergeordneter Bedeutung. Von allen übrigen Erzeugnissen aber vereinigen sich die Produktion von Silber, Kupfer, Blei, Zink, Radium und nahezu 15 t des Vanadiums auf die Tsumebmine der deutschen Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft, und damit etwa 9,00 Mill. RM., d. h. rund 80 t des Erzeugungswertes Südwestafrikas und zwei Drittel des Erzeugungswertes aller Kolonien ohne Goldgewinnung. Von dieser abgesehen, bedeutet der Fortschritt der bergbaulichen Erzeugung von Metallerzen in unseren Kolonien also fast ausschließlich das Verdienst der deutschen Gesellschaft, während (Belgien in Ruanda-Urundi ausgenommen) die Mandatsmächte kaum nennenswerte Anstrengungen gemacht haben, diese Erzeugung zu beleben; ein sinnfälliger Beweis dafür, daß sie bei dem Überfluß ihrer eigenen Kolonien der Rohstoffe unserer Kolonien gar nicht bedürfen. Wenden wir uns nun den einzelnen Erzeugnissen selbst zu.

**Edelmetalle. Gold.** Vor dem Weltkriege förderte nur Deutsch-Ostafrika Gold. Heute steht es bei weitem an der Spitze der deutschen Kolonien in Afrika. Wir unterscheiden acht Gebiete (in Kamerun Erzeugung 1938 in Kilogramm): Lupa (1728), Musoma (1370), Kivusee (400), Sekente (315), Mwanza (76), Uruwira (8), Morogoro (3) und Dodoma (2). Das älteste Revier ist das von Sekente, das seit 1908 von der „Nitonda-Goldminen-Gesellschaft“ betreut und nach dem Weltkriege von der „Tanganjika-Central-Gold-Mines-Ltd“ übernommen wurde. (1913 förderte es 223 kg; die restlichen 40 kg Deutsch-Ostafrikas fielen auf Itama im heutigen Musoma-Distrikt und auf das Ufjangu-Gebiet). Schon damals handelte es sich um Ganggold; der Dernburg-Gang erreichte 1913 eine Tiefe von 60 m, heute eine solche von 140 m. Mit dem Fortschreiten zur Tiefe ist der Goldgehalt geringer geworden (1908: 45 g Rohgold auf eine Tonne Erz, 1913: 25,8 g, 1937: 14,4 g). Die gegenwärtige Erzverarbeitung beträgt also das 2,5fache der von 1913, was nur durch den Einsatz verbesserter Technik in Pochwerken und elektrischen Kraftanlagen sowie durch den Bau einer 70 km langen Straße zum Endpunkt der von den Engländern errichteten Seitenlinie der Zentralbahn nach Singida möglich wurde. Der neue Aufschmung des Wertes setzte erst 1930 mit dem „goldrush“ ein, der durch die Entwicklung des Lupafeldes ausgelöst wurde, was übrigens auch für die anderen Felder gilt; die Goldgewinnung Deutsch-Ostafrikas war mit 282 kg noch 1929 kaum größer als 1913.

Das Lupa-feld liegt im Bezirk Mbeya im Südwesten nahe dem Njassa-See. Sein Verwaltungs- und Postort Chunya ist heute mit der „Allwetterstraße“, die Tanganjika von Norden (Nairobi) bis Süden (Nasama) durchquert, und außerdem durch eine „Trockenstraße“ mit Labota verbunden. Im nahen Orte Mbeya liegt ein Flughafen der Linie Kap—Kairo. Alle diese Verkehrsfortschritte entstanden seit 1930, als man das 1922 entdeckte Feld auszubeuten begann. Bis 1935 beschränkte man sich auf Goldseifen (wegen Wassermangels teilweise mittels Trockenblasverfahren); seitdem ist man auch zum Ab-

bau primärer Lagerstätten übergegangen; 1938 wurden drei Fünftel der Produktion aus Seifen, zwei Fünftel im Bergwerksbetrieb gewonnen. Der Durchschnittsgehalt an Rohgold beträgt hier sogar nur etwa 10 g. Die Erzfälle der Gänge reichen (wenn auch unregelmäßig) in größere Tiefen, so daß die Zukunftsaussichten günstig erscheinen, wie schließlich ja auch aus den bedeutenden Kapitalanlagen der „East African Goldfields Ltd“ geschlossen werden darf.

Am Nordwestufer des Victoria-Sees liegt das Mufoma-Revier mit stark wechselnder Goldführung (zwischen 11,2 und 72,3 g, im Durchschnitt 14 g je Tonne). Der Hauptproduzent des gegenwärtig 17 Betriebe umfassenden Gebiets ist seit 1936 die „Tanganika-Diamond and Gold-Development Comp.“. Sie stand nach günstigen Voruntersuchungen vor größeren Tiefenausschlüssen. Das Mwanza-Revier im Süden des Victoria-Sees hat nur drei Betriebe. Der bedeutendste ist die Gaita-Mine des großen südafrikanisch-rhodesischen Konzerns Sir Robert Williams & Co. Seine reichen Mittel wurden zur Anlage eines großen Pochwerkes, eines Flugplatzes, von Dampfzügen und einer festen Zugangsstraße eingesetzt; umfassende Bohrungen wurden unternommen. Man hoffte, trotz des verhältnismäßig niederen Goldgehalts (8,9 g), das Werk zum größten Goldunternehmen Ostafrikas ausbauen zu können.

Unbedeutend bleiben bisher noch die drei anderen Reviere Tanganikas, Uruwira seit 1937, 220 km südlich von Uwinja an der Zentralbahn, das durch eine Straße erreicht werden kann, sowie Morogoro und Dodoma an der Zentralbahn. Einen schnelleren Aufstieg nahm die Goldgewinnung am Kivu-See im belgischen Mandatsgebiet Ruanda-Urundi durch die beiden Zinn fördernden Gesellschaften „Minetaim“ (88 vH) und „Somuti“ (12 vH). Auch hier vermutet man eine günstige Zukunftsentwicklung. Ist heute der Goldrausch von 1930 auch verflogen, so blieb eine stetig aufsteigende Erzeugung, deren Bedeutung sich vor allem in der Ausfuhr Tanganikas widerspiegelt, in der Gold mit 10 vH neben Sisalhans (41 vH) und Baumwolle (14 vH) zu den wichtigsten Gütern zählt.

In Kamerun beschränkt sich die Gewinnung noch ganz auf Seifengold und zwar im Norden (Adamaua), in der Mitte (am Vom-Sanaga) und im Südosten (Nola). Der Wasserreichtum erleichtert die Wäsche und den Einsatz von Baggern, wenn auch der Transport der notwendigen Maschinen mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Der Abbau liegt vorwiegend in der Hand zweier französischer Firmen, der „Compagnie Equatoriale des Mines“ (54 vH) und der „Société des Exploitations Minières Dard et Merlin“ (36 vH). In Togo dürften ähnliche Voraussetzungen für Waschgold am Monu (Sagada und Agbandi) und in den Alluvionen des Volta bestehen; doch liegen Nachrichten über einen planmäßigen Abbau nicht vor.

In Südwestafrika haben wir zwei Vorkommen, das seit 1924 abgebaute von Ondundu im Omaruru-Distrikt und das seit 1932 in Betrieb genommene von Rehoboth mit der Natasgrube. Letzteres hatte 1936 vorübergehend die größere Produktion, ging dann aber wieder stark zurück, so daß die Gesamtzeugung rückläufig ist.

Die Entwicklung der Goldgewinnung in Deutsch-Afrika in den letzten Jahren veranschaulicht folgende Zahlenreihe (in kg):

|                | Tanganika | Ruanda-Urundi | Kamerun | Südwestafrika | Summe |
|----------------|-----------|---------------|---------|---------------|-------|
| 1929 . . . . . | 282       | —             | —       | 14            | 296   |
| 1933 . . . . . | 1011      | 110           | 30      | 28            | 1179  |
| 1934 . . . . . | 1325      | 267           | 13      | 28            | 1633  |
| 1935 . . . . . | 1623      | 267           | 88      | 100           | 2078  |
| 1936 . . . . . | 2171      | 439           | 343     | 126           | 3079  |
| 1937 . . . . . | 2341      | 351           | 442     | 87            | 3221  |
| 1938 . . . . . | 3502      | 600           | 484     | 56            | 4642  |

**Silber.** Das Silber Südwestafrikas ist in den Kupfererzen von Tsunemb enthalten. Das Kupfererz enthielt 1938 je Tonne 256 g, der Kupferstein 659 g; auf eine Tonne gewonnenen Kupfererzes kamen also 106,5 g Rohsilber; 1937 dagegen nur 77 g, 1929 aber 165,5 g. Im allgemeinen läßt der Silbergehalt nach. Wie in der Kupfererzeugung, so trat auch in der Silberproduktion von 1932 bis 1936 ein Stillstand ein.

Die Silbergewinnung Deutsch-Ostafrikas hielt sich von 1924 bis 1929 in bescheidenen Grenzen, hörte dann ganz auf, um erst 1935 in Verbindung mit der Goldproduktion des Lupafeldes wieder größeren Umfang anzunehmen. Auch am Kivu-See wird als Nebenerzeugnis Silber in ganz geringen Mengen (1938: 14 kg) gewonnen. Das Seifengold Kameruns enthält Silber ebenfalls in größeren Mengen (Rohgold soll etwa 90 vH Feingoldgehalt und fast 10 vH Silbergehalt haben).

Das Gesamtergebnis der Silbererzeugung ergibt sich in den letzten Jahren wie folgt (in kg):

|                | Südwestafrika | Deutsch-Ostafrika | Summe  |
|----------------|---------------|-------------------|--------|
| 1929 . . . . . | 22 643        | 49                | 22 692 |
| 1935 . . . . . | —             | 182               | 182    |
| 1936 . . . . . | —             | 273               | 273    |
| 1937 . . . . . | 10 163        | 332               | 10 495 |
| 1938 . . . . . | 21 570        | 332               | 21 902 |

**Zinnmetalle. Zinn.** Es ist vielleicht kein Zufall, daß neben dem Golde in erster Linie das Zinn einen bedeutenderen Aufschwung erlebte, weil die Nachfrage gerade nach diesem Metall in den letzten Jahren auch in England und in Belgien, zweier der größten Zinnverbraucher für die Herstellung von Weißblech, stark anzog. Diese internationale Markt- und Preisgestaltung ließ neben den großen, weltbeherrschenden Erzeugungsländern noch Raum genug für eine kräftige Entwicklung kleinerer. Nach den Jahren der Wirtschaftskrise im Anfang der dreißiger Jahre blieb das so bis 1937; erst 1938 trat ein erheblicher Rückschlag in der Weltzinnerzeugung ein, der scheinbar auch schon auf die deutsch-afrikanische Produktion einwirkte. Über 1939 und 1940 liegen mir Zahlen nicht vor; die Weltzinnerzeugung hat wieder angezogen. Vor dem Weltkriege gab es zwar bereits eine kleine Zinnerzeugung in Südwestafrika; doch ist ihr ziffernmäßiger Umfang nicht bekannt. In die Statistik reihten sich unsere Kolonien erst später ein. An erste Stelle schwang sich in kurzer Zeit Ruanda-Urundi auf, wo seit 1928 die Zinnerzeifen (heute in technisch vervollkommener maschineller Erzwäsche) und kleinere primäre Lagerstätten am Kimu-See (zu 36 vH) und weiter östlich bei Kigali (zu 64 vH) von den beiden Gesellschaften „Société des Mines d'Etain du Ruanda-Urundi“ (kurz „Minétain“) und „Société minière du Mubinga et de Kigali“ (kurz: „Somuki“) abgebaut werden. Die ersten Vorkommen sind 70prozentig, die zweiten sogar 76prozentig. Eine dritte Gesellschaft, die „Compagnie générale pour favoriser le développement du Commerce, de l'industrie et des Mines“ (kurz: „Gim“) arbeitet noch weiter östlich, nach ersten Schürf- und Aufbauarbeiten betrug die Erzeugung 1938: 66 Tonnen. Von Ruanda zieht die zinnhaltige Granitzone (71,6 vH) ostwärts nach Tanganjika hinein. Die alluvialen Erzeifen von Karagwe werden seit 1926 ausgebeutet, aber auch hier erst seit 1934 mit wachsendem Erfolge, der sich beim Übergang zum Abbau der primären Lagerstätte noch versteifen dürfte.

Selbst Kamerun, das erst 1933 die Erzeugung von Zinn (70 vH Gehalt) aufnahm, hat Südwestafrika 1938 überflügelt. Der Bergbau liegt im Norden bei Garua und im Südwesten bei Mayo-Darle (bei Banyo in den graniteneen Prinz-Luitpold-Bergen) durch die „Compagnie des Mines Africaines“.

Im Stammlande der deutsch-afrikanischen Zinnproduktion, in Südwestafrika, hat die Erzeugung den geringsten Fortschritt aufzuweisen. Dabei blieb es bei einer nur örtlichen Ausweitung des alten Minenfeldes am Südostfuß des Erongo-Gebirges sowie westlich davon am Eijip und weiter nördlich in der Richtung auf Brandberg. Die Vorkommen (70 vH Gehalt) liegen weit verteilt, sind stark abfösig und unregelmösig und in ihrer Ausbeute durch Wassermangel behindert; denn auch hier handelt es sich vorwiegend um Zinnerzeifen. Hauptproduzenten sind die „South West Africa Co“ und die „Amuib Tin Co Ltd“. Der hohe internationale Zinnpreis der letzten Jahre hat die Gruben betriebsfösig erhalten, deren Zukunftsaussichten stets unsicher bleiben werden, solange ihre Ausbeute von der Konjunktur am Weltzinnmarkt abhängig ist.

Die letzten Erzeugungsjahre zeigt folgende Zusammenstellung (in Tonnen [Konzentrate]):

|                | Südwestafrika | Tanganjika | Ruanda-Urundi | Kamerun | Summe |
|----------------|---------------|------------|---------------|---------|-------|
| 1929 . . . . . | 248           | 19         | 26            | —       | 293   |
| 1933 . . . . . | 209           | 81         | 430           | 76      | 796   |
| 1934 . . . . . | 198           | 130        | 995           | 223     | 1546  |
| 1935 . . . . . | 238           | 197        | 1241          | 328     | 2004  |
| 1936 . . . . . | 235           | 293        | 1560          | 266     | 2354  |
| 1937 . . . . . | 246           | 247        | 1550          | 260     | 2303  |
| 1938 . . . . . | 239           | 262        | 1384          | 315     | 2200  |

**Kupfer, Blei, Zink.** Die berühmteste Kupferlagerstätte unserer Kolonien ist das Bergwerk von Tsumeb in Südwestafrika mit einer Teufe von 460 m. Je tiefer man vordringt, desto kupferärmer und desto blei- und zinkreicher wird der Horizont. Die hochwertigeren Erze werden als „Verfanderze“ über Swakopmund sofort verschifft. 1938 hatten sie einen Gehalt von 13,5 vH Kupfer, 27,5 vH Blei, 11 vH Zink sowie 256 g Silber je Tonne. Geringwertige Erze werden in der bei Tsumeb gelegenen Rohhütte auf „Kupferstein“ (Kupfer- und Bleifonzentrat oder Kupfer- und Blei-Matte) sowie auf Rohblei (Wertblei) verschmolzen und finden dann als Halbprodukte ebenfalls ihren Weg über Swakop-

mund ins Ausland. Der Kupferstein hatte 1938 einen Gehalt von 45,5 vH Kupfer, 24 vH Blei und 659 g Silber je Tonne. Das Werkblei hatte einen Gehalt von 98,5 vH Blei und 1117 g Silber je Tonne.

Die zahlenmäßige Entwicklung der Förderung zeigt nachstehende Zusammenstellung (in Tonnen):

| Jahr | Erze            |           |             |          | Metallgehalt |       |
|------|-----------------|-----------|-------------|----------|--------------|-------|
|      | Gesamtförderung | Veranberz | Kupferstein | Werkblei | Kupfer       | Blei  |
| 1929 | 167 600         | 54 677    | 11 409      | 3 839    | 12 400       | 3 481 |
| 1930 | 214 115         | 47 555    | 8 410       | 2 875    | 12 300       | 2 685 |
| 1931 | 137 775         | 23 771    | 9 203       | 3 721    | 9 100        | 3 713 |
| 1932 | 43 684          | 25 025    | —           | 1 037    | 3 300        | 1 076 |
| 1933 | —               | —         | 100         | —        | —            | —     |
| 1934 | —               | —         | —           | —        | —            | —     |
| 1935 | —               | 4 924     | —           | —        | —            | 614   |
| 1936 | —               | —         | —           | —        | —            | —     |
| 1937 | 132 256         | 26 397    | 3 500       | 1 355    | 4 400        | 1 498 |
| 1938 | 172 000         | 42 926    | 10 610      | 3 213    | 10 623       | 6 702 |

Die internationale Wirtschafts- und Metallkrise legte die Förderung von Tsumeb vom Juli 1932 bis in die zweite Hälfte des Jahres 1937 still. Andere Kupfer- und Bleivorkommen im Otavi-Bezirk sind von untergeordneter Bedeutung geblieben; am bekanntesten sind die Kupfererzgänge von Guchab. Kleinere Gruben finden sich außerdem in Südwestafrika südwestlich von Karibib am Khan-Fluß, wo sie schon kurz vor dem Weltkrieg von der Firma Heßmann abgebaut wurden, ferner im mittleren Hereroland bei Otsjongati, in der Namib bei Gorob und im Namaland in der Sinclairmine. Es handelt sich dabei durchweg um Erze, die an der Oberfläche im Kleinbau mehr oder weniger vorübergehend geschürft wurden, letzten Endes jedoch wegen geringer Ausdehnung und unregelmäßiger Erzführung enttäuschten. Nach neueren Mitteilungen sollen in der Vanadiumhütte von Tsumeb Versuche zur Nutzbarmachung des Zinkgehaltes ausgeführt worden sein. Kupfererze sollen auch in Kamerun in einem Malachitvorkommen bei Gutchumir (?) festgestellt worden sein. Umfangreiche Vorarbeiten haben die Wirtschaftlichkeit einer Ausbeute ergeben. Bleierze sollen bei Tokadoma anstehen. Blei- und Kupfererze sind die Träger des Goldes in Uruwira in Deutsch-Ostafrika. 1937 verließ die erste Sendung von Bleierzen die Kolonie. Sie bestand aus 44 Tonnen Galenkonzentrat mit einem Metallgehalt von 32,5 Tonnen Blei.

**Radium.** Die Kupfer-Blei-Zink-Erze Südwestafrikas enthalten auch einen geringen Anteil an Radium. Während die Tsumebgrube 1932—37 stilllag, begann man die radiumhaltigen Zinkflaube auszubeuten und verfrachtete sie nach Deutschland (Tonnen).

|                | Radiumstaub | Radiumgehalt    |
|----------------|-------------|-----------------|
| 1934 . . . . . | 204,9       | 67,4 (30,5 vH)  |
| 1935 . . . . . | 520,6       | 145,2 (27,9 vH) |
| 1936 . . . . . | 320,0       | 98,9 (30,9 vH)  |
| 1937 . . . . . | 435,8       | 135,7 (30,6 vH) |
| 1938 . . . . . | 387,0       | 138,2 (35,7 vH) |

**Eisenerz und Stahlveredelungsmetalle.** **Eisenerz.** Eisenerze sind in allen deutschen Kolonien bekannt, zum Teil schon seit der Zeit deutscher Besetzung. Verkehrsschwierigkeiten, Mangel an örtlichen Verhüttungsmöglichkeiten, Fehlen internationaler Nachfrage haben ihren Abbau nicht aufkommen lassen. Nur in Südwestafrika wird bei Otjavarono (Malkfeld) anstehender Koteisenstein ausgebeutet. Die Vorräte des 47prozentigen Erzes sollen nicht unbedeutend sein. Die Erze werden als Flußmittel für die Kupferverhüttung nach Tsumeb gebracht. Eben deshalb kam sie von 1932 bis 1937 ebenfalls ins Stocken. Größere Lager von Koteisenstein und Magneteisen finden sich noch im Kaokoferde, kommen aber wegen des Fehlens einer wirtschaftlichen Transportverbindung für einen Abbau bisher nicht in Frage. Die Entwicklung des Eisenerzabbaus gibt folgende Zahlenreihe 1929: 29000, 1930: 40000, 1931: 22000, 1937: 14280 und 1938: 23860 Tonnen.

In Deutsch-Ostafrika werden die Magnetite des Uguru-Gebirges bei Morogoro seit 1935 im Versuchsbau ausgebeutet (1937: 51 Tonnen). Bekannt sind seit langem die Koteisenerze Logos bei Banjeli und in Buöm. Die Vorräte des etwa 50prozentigen Erzes werden auf 20 Millionen Tonnen geschätzt, sind aber bisher höchstens von den Eingeborenen in untergeordneter und primitiver Weise erschürft worden.

**Vanadium.** Die Vanadiumvorkommen beschränken sich wieder auf Südwestafrika. Wenn sie in ihrem Wert auch nicht den des dort gewonnenen Kupfers erreichen, so haben sie doch insofern für

die Kolonie eine besondere Bedeutung, als sie diese in die vorderste Reihe der Produktionsländer für ein Stahlveredlungserz rücken und damit überhaupt für den Wettlauf in allen Stahlveredlungserzen wichtig werden lassen. Es handelt sich um etwa 20 Lagerstätten mit Motttramit und Descloizit in den Zerküftungszonen des Stabi-Berglandes. An der Erzeugung haben vorwiegend zwei Gesellschaften Anteil, die Stabi-Minen- und Eisenbahngesellschaft, bzw. die nach dem Weltkriege damit in Beziehung stehende Stabi-Exploring-Syndicate Ltd., und die South West Africa Co. Die erste hat ihre Grube in Tsuneh, die zweite in Abenab bei Grootfontain. Mit dem Zusammenbruch des internationalen Vanadiummarktes im September 1932 kam der südwestafrikanische Bergbau auf Vanadium zum Erliegen. In Tsuneh konnte der Betrieb erst 1937 wieder aufgenommen werden. Die Sohlentiefe lag damals bei 580 m und soll nun auf 700 m vorgetrieben werden, wo die Erze unvermindert reich anhalten. Während der Betriebsstilllegung wurde jedoch der Verkauf aus Halbenbeständen fortgesetzt.

Die Abenab-Mine konnte die Förderung schon im September 1935 wieder aufnehmen, nachdem während der Planungsarbeiten 1933 und 1934 auch bescheidene Produktionsmengen erzielt wurden, und ebenfalls aus den Vorräten Vanadium für die Ausfuhr bereitgestellt werden konnte. Die Abenab-Grube steht nach der Krisenpause an erster Stelle der Förderung. Die Erze werden zu Konzentraten (von 15 bis 20 % Vanadiumoxyd) verarbeitet und über die Walvisch-Bai ausgeführt. Die Ausfuhr ging bis 1934 ausschließlich nach Deutschland, später auch nach England und gelegentlich nach Frankreich.

Erzeugung, Ausfuhr und internationale Stellung des Vanadiums von Südwestafrika zeigt nachstehende Übersicht (in Tonnen):

| Jahr | Erzeugung      |      |                 |        |                |               | Ausfuhr            |      |
|------|----------------|------|-----------------|--------|----------------|---------------|--------------------|------|
|      | Vanadiumgehalt |      |                 |        |                |               | Vanadiumkonzentrat |      |
|      | Welt           | Peru | Berein. Staaten | Mexiko | Nordrhodestien | Südwestafrika |                    |      |
| 1929 | 1803           | 902  | 530             | —      | 60             | 311           | 3085               | 5268 |
| 1932 | 857            | —    | 245             | —      | 307            | 305           | 3021               | 1354 |
| 1933 | 65             | —    | 2               | —      | 36             | 18            | 180                | 1184 |
| 1934 | 118            | 75   | 6               | —      | 3              | 34            | 329                | 1675 |
| 1935 | 439            | 67   | 23              | —      | 173            | 176           | 1595               | 3546 |
| 1936 | 976            | 161  | 63              | —      | 205            | 547           | 4942               | 5346 |
| 1937 | 1938           | 583  | 439             | 45     | 235            | 582           | 5348               | 5264 |
| 1938 | 2819           | 924  | 794             | 180    | 374            | 548           | 5045               | 4960 |

**Wolfram.** In Südwestafrika wird Wolframit und Scheelit bei der Farm Donkerhuk östlich von Swakopmund abgebaut. In Deutsch-Ostafrika werden unbedeutende Mengen im Karagwe-Zinnfeld gefunden; auch in Ruanda-Urundi ist 1936 durch die Minétain die Gewinnung aufgenommen worden (1938: 5 Tonnen). In Kamerun haben die Franzosen nach mehrjährigen Vorarbeiten die Erzeugung bei Jofadomna aufgenommen und 1937 die ersten Wolframerge ausgeführt; 1938 soll kein Wolfram ausgeführt worden sein (Tonnen [Konzentrate]).

|                                       | 1934 | 1935 | 1936 | 1937 | 1938 |
|---------------------------------------|------|------|------|------|------|
| Südwestafrika (Wolfram) . . . . .     | 16,0 | 42,7 | 38,6 | 28,5 | 36,0 |
| Südwestafrika (Scheelit) . . . . .    | 1,0  | 2,0  | 2,0  | 9,1  | 8,0  |
| Deutsch-Ostafrika (Wolfram) . . . . . | 5,2  | 2,2  | 2,2  | 1,0  | 1,0  |
| Kamerun (Wolfram) . . . . .           | —    | —    | —    | 18,0 | —    |
| Summe . . . . .                       | 22,2 | 46,9 | 42,8 | 56,6 | 45,0 |

**Titan.** Ebenfalls jungen Datums, doch aber von schneller Entwicklung, ist die Gewinnung von Rutil (Titanoxyd) in Kamerun in Seifenvorkommen bei Banjo und Dschang. In Südwestafrika wird es auf den Farmen Erongo-Ost und Kanona-Ost am Erongo-Gebirge gefunden; doch scheint die Förderung sehr schnell wieder nachgelassen zu haben (Tonnen [Erz]).

|                         | 1935 | 1936 | 1937 | 1938 |
|-------------------------|------|------|------|------|
| Kamerun . . . . .       | 45   | 55   | 103  | 118  |
| Südwestafrika . . . . . | —    | 55   | 16   | —    |

Neben den drei Stahlveredlungserzen Vanadium, Wolfram und Titan werden noch einige andere genannt, ohne jedoch bisher gefördert zu werden. In erster Linie Chrom, das seit langem in Togo festgestellt ist. Die Lager im Serpentin von Atakpame sollen bei einem Gehalt von 45 % bis 500000 Tonnen Erz enthalten, also eine für Chrommetall recht ansehnliche Summe. Mangan findet sich im



Koteseisenstein Südwestafrikas und wird ohne mir bekannt gewordenen Ortsangaben in Kamerun erwähnt. Nickel wird ebenfalls aus Kamerun, ferner aus Deutsch-Ostafrika genannt. Molybdän schließlich wird von Deutsch-Ostafrika (Lupafeld, Uuguru-Gebirge), Südwestafrika und Kamerun gemeldet.

**Seltene Metalle.** Gewonnen werden auch noch einige der sogenannten seltenen Erze. Am Westhang des Lukwangule im Uuguru-Gebirge ist uranhaltige Pechblende enthalten. Bisher sollen rd. 400 kg versandt worden sein; die Bauwürdigkeit ist sehr fraglich. Die Uranerzvorkommen von Südwestafrika liegen auf der Grenze gegen die Kapkolonie im Talssystem des Baek River. Germanit findet sich lokal im Kupfererz der Tsumeb-Mine. Es enthält 6—8 vH Germanium, von dem einige Tonnen bereits gewonnen wurden. Die Förderung von Lithiumerz beschränkt sich ebenfalls auf Südwestafrika. Sie zeigt bis 1937 eine Aufwärtsentwicklung (1934—38: 235, 496, 865, 1251 und 764 Tonnen). Tantal wird in Verbindung mit Wolframit in Südwestafrika gefunden (1935—38: 6,2, 3,0, 2,9 und 2,2 Tonnen). Auch in den alluvialen Zinnkonzentraten des Omaruru-Flusses sind kleine Mengen enthalten. 1938 führte auch Kamerun erstmalig 6 Tonnen Tantal aus. Columbit, der Träger des seltenen Metalls Niob, findet sich mit Tantal vergesellschaftet in Südwestafrika. Geringe Mengen fallen auch bei der Zinngewinnung in Ruanda-Urundi ab.

## DAS SANDGEBIRGE BADANG DSCHERING (MONGOLEI)

von I. DANN

Die großen, unwirtlichen Landschaftsgürtel, welche über ein Drittel der Erdkarte einnehmen und doch zu ihrer Behandlung nur wenige Stunden des Schuljahres beanspruchen, weil ihre Natur in wenigen, einfachen Zügen zu erfassen ist und an wirtschaftlicher Nutzbarkeit nicht viel zu erörtern bleibt — Kälte- und Trockenwüsten und geschlossene Wälder — haben dennoch durch den starken Anreiz, den gerade sie auf Phantasie und Entdeckungstrieb ausüben, eine Aufgabe zu erfüllen, die als Ganzes nur der Erdkunde und Biologie vorbehalten bleibt: dem städtischen Schüler die Gefühlsverbindung zu den Vorgängen der Natur zu schaffen, ihm durch Beobachten, Denken, Einfühlen das Bewußtsein des Eingordnetseins in den Naturorganismus über Person, Volk und Menschheit hinaus wachzurufen. Einer solchen Anregung kommt der Jugendliche schon durch sein ursprüngliches Gefühl entgegen.

Unter diesem Gesichtspunkt gedenke ich hier auch des innerasiatischen Hochlandes, welches an wirtschaftlichem Nutzen wenig genug bietet, um den Schüler mit Merkstoff zu verschonen. Aber im Anblick dieses durchaus europafremden Landes wird die Vorstellung der Raumgröße auftauchen, das Gefühl der Sonnen- und Kälte Wirkung und dazu die wüstenhafte Klarheit aller landgestaltenden und wetterbildenden Vorgänge.

Tibet steht hierbei durch seine schroffere Natur im Vordergrund; aber auch das Tarimbecken ist durch Hedins Erlebnisse in der Takla Makan und die Geschichte des wandernden Sees der Anschauung durchaus nahegerückt. Daneben bleibt für die Mongolei in manchen Lehrbüchern kaum noch eine Erwähnung übrig. Wie fremd die Mongolei der volkstümlichen Vorstellung ist, besagt schon die bekannte Gleichsetzung: „Die Mongolei oder die Wüste Gobi“. Aber gerade die Abschwächung des Trockencharakters, die weite Ausdehnung von Übergangslandschaften zwischen Weide und Steppe, Steppe und Wüste gibt uns hier den Maßstab der Weiträumigkeit, die Möglichkeit, eine in der Vorstellung gegenwärtige Landschaft sich ganz ausleben zu sehen. Und hieran mag dem heranwachsenden Europäer die Ehrfurcht vor fremder Eigenart noch einmal erwachen, vor dem Naturrecht eines Landes, das von seinem eigenen Volke nicht angetastet, wohl aber ehrfürchtig gehegt wird, vor einem Volke, das bei voll aufgeschlossener Intelligenz und einer Herrscherkraft, welche Asien und Europa längst bewiesen ist, doch sich selber gleichbleibt, weil es mit der steten Natur seines Landes eins ist. Die Schriften von Larjon, von Hedbin und seinen Gefolgsleuten sind zusammen imstande, ein völlig lebensnahes Bild des Landes zu vermitteln.

Die Verzahnung wüstenhafter und bewohnter Landstriche in der Mongolei ist besonders dadurch bedingt, daß selbst unter trockenster Oberfläche (ausgenommen hohe Sandanhäufungen) das Grundwasser hoch steht, was der zahlreichen Verbreitung tragender Tonschichten zu danken ist; landschaftlich erhält man den Eindruck des Übergangs weithin durch die unregelmäßige Ausbreitung von Sand über

unebenes Felsland. Durch die Verquickung von Fels- und Sandboden unterscheiden sich die Trockensümpfe der Mongolei vom Tarimbecken. Am stärksten angereichert ist der Sand innerhalb der Mongolei in der ebenfalls leicht eingesenkten Landschaft Magschan zwischen Huang-ho-Knie und Gdsin gol, zwischen den tibetischen Randgebirgen im Süden und der Góbitafel im Norden. Aus diesem vielfältig durch Sandzungen, Sandwehen und verschieden gestaltete Sandstöcke gezeichneten Felslande heben sich zwei Kerngebiete reiner Sandanhäufung hervor: die Sürche/Töngri im Osten und die Badang dschering im Westen, zwischen der Jabaraihöhe und dem Gdsin gol. Ihre inneren Teile können wir nicht mehr wie die Takla makan als Dünenmeere ansprechen, vielmehr bewegen wir uns hier — immer noch auf der Oberfläche reinen Sandes — über die unregelmäßig steilen Gehänge eines Stammgebirges, die sich auch nicht in den gewöhnlichen Ausmaßen von Sanddünen halten, sondern bis zu 70 m, 100 m, 120 m und gelegentlich sogar 150 m über das nächste Tal ansteigen. Dabei entfernen sie sich doch nicht so weit wie die Tarimdünen vom Grundwasserspiegel, so daß der Sichtkreis kaum einmal ohne irgendeinen Punkt Grün bleibt. Frischwalfski und Koslow berichten beide vom Vorhandensein der Sürche/Töngri und Badang dschering; da sie aber jeden Aufenthalt in der Dünenwüste vermieden, sind diese Gebiete landschaftlich bisher unbekannt geblieben. Mein Studium hat 1934 und 1937 besonders den Badang dschering gegolten.

Diese Hochdünen setzen, zunächst in einzelnen Armen, unmittelbar westlich der Jabarai-Höhe an. Bei der Annäherung an dieses Gebiet aus der Richtung vom Huang-ho-Knie haben wir schon reichlich Gelegenheit, die besondere Art der Sandverteilung und Dünenbildung in Magschan zu beobachten: starke Aufwehungen kommen gerade in unebenem Gelände vor, so daß die Wellenform der Düne, welche von der Windseite in langem, flachem Rücken ansteigt und gegen die Leseite in einem sehr steilen, sichelförmig eingebogenen Hang überstürzt, selten rein ausgeprägt ist; denn indem der Sand Felsen und Geländestufen einweht, bildet sich die Form des Untergrundes unter seiner ausglättenden Oberfläche noch durch, so daß Sandflächen alle möglichen Geländeformen annehmen können. Dabei wahren sie aber infolge der im Jahresdurchschnitt überwiegenden Nordwestwinde durch ganz Magschan eine einheitliche Zugrichtung, indem die im Windschatten gebildeten Sturzgehänge alle gegen Südosten gefehrt sind — ein Umstand, welcher die Lichtwirkung entscheidend beeinflusst: denn wenn eine übersandete Landschaft unter steiler Sonne in fahlem Schimmer verschwimmt und in früher Morgenstunde nur eine ganz zarte Lichttönung annimmt, so zeichnen sich unter den Schlagschatten des Abends die Wellenformen der Berge und die über die ganze Oberfläche hin gekräuselten Rippelmarken und einzelnen Wehen in allen Feinheiten aus.

Meine beiden nach Badang dschering unternommenen Studienreisen haben mich jedesmal von der Ostseite an das Hochdünenland herangeführt. Im Frühjahr 1934 erstiegen wir den steil gegen Südost abfallenden Jabarai-Forst und standen schon auf der Hochebene selbst, welche nur ganz allmählich nach Nordwesten abdacht, dem vordersten Dünenarm gegenüber; 1937 bogen wir um die Nordspitze der hier sanft auslaufenden Jabarai und fanden die Felshöhe längs ihres Nordwestfußes von einem 20 km breiten Dünenarm begleitet, welcher einer Landschwelle aufsaß und uns mit seinen scharfen Kämmen und übertiefsten Steilkesseln eineinhalb Tage lang aufhielt. Zwischen den vordersten Armen begegnen auf ebener Strecke auch immer wieder Gruppen noch offener Felsen, welche durch überwehenden Sand allmählich in die Form von Dünen gehüllt werden — dann wieder tauchen aus niederen Sandwellen einzelne Berge von 30—70 m Höhe, deren Sandoberfläche durchgehends zu Dünen zweiter Ordnung gestuft ist, welche die Nordwestseite heraufwehen und die nach Süden und Osten gefehrten Hänge steil überstürzen. Vergleicht man zu dieser Formverbindung, daß wieder die hohen Dünen sich stufenweise an Sandsockeln hinaufbauen, daß ganze Dünenberge ineinanderwehen und wieder jüngere Dünen tragen können —, so entrollt sich die unendliche Wiederholung einer von Landschwellen und Gebirgssockeln zu Dünenhügeln gipfelnden und wieder von Überlaufdünen gewellten und feinsten Rippelmarken gekräuselten Sandoberfläche. Dies ist das allgemeine Bild der weißen Wellenfläche von Badang dschering.

Das Wort „Dschering“ aber bezeichnet als Gattungsname das hohe Dünengebirge, und dies zieht in geschlossener Masse in genau einheitlicher Richtung gleichlaufend mit den Jabarai von Südwest nach Nordost, von den Schagdscherin-Bergen bis nördlich über das Goidse-Tal hinaus in einer Länge von über 200 km und einer Breite von ungefähr 80 km.

Stellenweise treten aus der Sandkette einzelne schildförmige Berge von etwa 70 m Höhe in die Ebene vor; andererseits brechen ihre vordersten Dünen in übertiefen Sturzgehängen über den Rand einer bis zu 100 m steil aufgestuften Hochlandplatte zu Tal; überall aber setzt sie in ihrem blaß schimmernenden Lichte abschließend wie eine Mauer über dem saualdurchzogenen weißen Wellenlande an. Innerhalb des Dünengebirges herrscht ganz regelmäßig die Streichrichtung Südwest—Nordost, zu

welcher die Aufwehrichtung des Sandes quer von Nordwest nach Südost verläuft. Alle Formen sind im Sandgebirge übersteigert, indem die offenbar schon im Gelände gegebenen Südoststufen von Sandgipfeln überhöht und von den niedergehenden Sandschütten übersteilt werden. Alles ist ins Einförmige gezogen, und über jedem anderen Eindruck herrscht das Licht und der Sonnenbrand. Im Randsaum tun sich noch offene, schön von Gebirgsgipfeln gegliederte Ebenen hervor, deren Raum sich aber im Übergang zu Stufen und Ketten mehr und mehr verengt. Nach dem Inneren zu werden die Ausmaße schroffer, und hier finden sich zwischen enggedrängten Längsketten endlich tiefeingeschlossene Muldenseen.

Ein vor drei Jahren beschrittener Weg, welcher die Sandstufen von der Zabarai-Seite nach dem Odsin gol auf vier Tagesreisen durchquert, wurde uns bei unserer zweiten Anreise 1937 als aufgegeben gemeldet: die am Eingang liegenden Brunnen seien zwei Jahre vorher durch Sandstürme verschüttet worden; die chinesischen Händler benützten nun einen weit nach Süden ausbiegenden Umweg.

Die versteckten Seentessel des Gebirgsinneren haben auch ihre Bewohner, sogar ein kleiner Tempel und ein Handelshaus fehlen nicht als Mittelpunkte. Wir nehmen einen der Tempellamas, welchen wir im Sagaulbuch beim Wurzelgraben getroffen, als Führer und erhalten so die Möglichkeit, ins Gebirge einzudringen, ohne unsere ungewohnten Kamele auf überschweren Suchwegen zu erschöpfen. Der Lama reitet mit seinen schlanken Kamelen voraus, wir folgen über ein paar leichte Sichelkämme nach, bis wir plötzlich mit unserem Zug vorm Absturz über die nächste Stufe stehen und der Lama umwendet, um diejenige Hangseite auffindig zu machen, auf welcher wir unseren Kamelen einen möglichst gefahrlosen Windespad ausschaulen können. — Als wir schließlich im Kessel des Tempels Dschering ging beim Annarsche einen kurzen Halt machen, zeigen meine beiden Mongolen auf den jenseits des Sees niedergehenden Sturzhang: „Kamele! — Die Magschan-Kamele können, was von uns die Menschen kaum fertig bringen!“ — Ruhig schreitend bewegten sie sich von dem 70 m hohen Kamm her über den Hang herab, ein paar muntere Menschengestalten — Kaufleute von der nahen Niederlassung — um sich herum — „Nehmt ein Bild auf!“ — Ein Blick durch die Mattscheibe mußte aber von der verschwindenden Kleinheit eines Kameles auf dem hohen Dünenhang überzeugen.

Die tief in den Dünentesseln aufblauenden Seen sind alle bitter, aber sie sind von Kleingetier und Enten belebt, und Süßwasserquellen dringen aus den Ufergehängen. Rasenstreifen und Schilfdickicht umziehen sie wechselweise, und allein hier breitet sich ein wenig Raum für einzelne Schaf- und Kamelsiedlungen. Der Gegenfaz zwischen den Höhen des wehenden Sandes und der umschlossenen Kesseltwelt vollzieht sich urplötzlich: wir können beim raschen Abstieg den Schritt feststellen, mit welchem wir aus der Bergkühle in dumpfe Abendwärme und damit in den Bereich der Rückenwärme treten.

Die Magschan sagen, daß der die Hochdünen aufbauende Sand vom Himmel geweht sei (daher auch der Landschaftsname Töngri = Himmel). Für die Umgegend der Bitterseen aber haben sie noch eine besondere Erinnerung: Es ist hier einmal bewohntes Festland gewesen, dessen Felsboden noch hier und da aus dem Grunde der Seen aufragt — aber sieben Tage hindurch hat es vom Himmel Sand und Wasser geregnet, hat über dem menschlichen Leben Berge angehäuft und die Bitterseen zurückgelassen, aus denen nur hier und da eine Sprudelquelle den alten Felsboden durchbricht. Dieser „Felsboden“ besteht allerdings auch nur aus verkrustetem Sand, aber wir finden Leisten nassen Sandes selbst in 70 m Talhöhe aus den Dünenbergen ragend ähnlich wie an den Dünen der Kurischen Nehrung, welche einen Kern früherer, bereits befestigter Sandberge überlagern.

Wir finden nichts als Sand im Inneren der Badang dschering, aber nur die den Bergen aufgesetzten Sicheln und Kämme sind in augenscheinlicher Bewegung. Die Sandwelt herrscht in einseitiger Unschlossenheit: sie hat nicht zuletzt ihr eigenes Klima, welches ein gesteigertes Bergklima ist: ein Sonnenbrand, welcher durch die Rückstrahlung des Sandbodens gesteigert wird — stoßhafter Wind, welcher strichweise über die Sandkämme raschelt und ihnen Trichter und Gleithänge baut, und dabei eine rasche Aufeinanderfolge von Hitze und Kälte — Regen, welcher sich in den Wolken sammelt und nur sprühweise aus tiefhängenden Franzen niedergeht.

Wenn die Enten frei über die sperrenden Kämme hinwegziehen, so weiß man die Bitterseen in der Nähe; — aber an den so abgesperrten Wohnseen mögen auch einsame Pony oder Schafe grasen, die dort zu gelegentlicher Nutzung bereitbleiben, Zelte mögen verlassen stehen, bis sie zum Obdach gebraucht werden; denn es ist alles friedlich — es sind ja keine Wölfe da — und daß der Mensch für den Nachbarmenschen nur zur Förderung da ist, scheint ganz selbstverständlich.

Aller feine, lebendige Rhythmus des Sandbodens ist hier ins Grobe gefehrt; der große Bau durch Sättel verbundener Längskämme, überspannt von Aufwinddünen des gleichen Baues — weit ausschwingende Fochbögen mit wiederum muldenumspannenden Seitengraten — aber kaum einmal ein freier Auslauf für das Wellenspiel ziehenden Windes. — Das setzt erst wieder im Saumlande ein: wir finden aus dem Dünenbann, wo die Sättel allmählich höher werden und die Ausmaße dadurch

sich ebnen — das Gebirge schwingt da hinter einer langen, geschlossenen Steilkette in allumfassende Weite aus, welche vom Lichte beherrscht wird: der Sand ist zwar braungelb, aber auf die Ferne wirkt er hell, im Hintergrunde weiß — weil er das Licht ungetönt zurückwirft, so daß seine Oberfläche in der Fahlheit des Hochtages verschwindet. Wenn dann am Abend die Schatten der südostgewendeten Steilungen sich aus dem Lichtraum malen, so tritt das Linienpiel einer im Windrhythmus gefügten Landschaft hervor. Und hier haben wir ein schrankenloses Ausschwingen von feinsten Kippelmarken zu den langen Zügen Berge überwehenden Sandes — und der Strauchwuchs, der hier reicher auftritt, sowie die gruppenhaften Sandgräser in offenen Mulden und die leisen Steilungen aufgewölbter Schwellen, das alles schlägt den Ton zu einer schwingenden Melodie, in welcher die Landschaft ausklingt.

Diese liebevolle Sandweite bricht nach Osten gegen die Jabatai-Felshöhe plötzlich ab — wir erkennen hier ihren bewegsamten Boden, der in all seiner Unbestimmtheit den Rhythmus des Naturganzen ausspielt, in vollem Gegensatz zu der starren Begrenztheit des Steinlandes.

#### Empfohlene Schriften:

Von Hedin besonders „Auf großer Fahrt“. (Über Takla Makan und Tarim „Durch Asiens Wüsten“ und „Der wandernde See“). Leipzig, Brockhaus. — Larjon: „Die Mongolei und mein Leben mit den Mongolen“. Berlin, G. Kiepenheuer. — Haslund: „Abenteuer in der Mongolei“. Leipzig 1939, Inselverlag. „Zajagan“. Stuttgart 1936, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. — Ambolt: „Karawanen“. Leipzig 1937, Brockhaus.

## DIE ERDKUNDE IST ZEUGIN ZUR NAMENKUNDE DEUTSCHER FLÜSSE

von A. CLEMENS SCHOENER

Seit alters trägt das Antlitz der Erde seine tausendfachen Runen, hier riesengroß, majestätisch oder dräunend, dort bescheiden, zierlich, gewinnend, alle aber immer von gleicher Vollkommenheit. Keines der in einem späten Zeitalter von menschlichen Gehirnen ersonnenen Schriftsysteme kam den Vergleich mit diesen Naturrunen aufnehmen, die durch Feuer, Wasser, Luft und Erde geformt dastehen und ihre ewige Sprache reden. Von Menschenhand Geschriebenes mag mangelhaft, zweideutig oder gar trügerisch sein. Die Inschriften der schaffenden Naturkraft aber sind immer klar und ohne Falsch. Da, wo es sich um das weite Reich geographischer Namen und um ihre Bedeutung handelt, hat die Namenkunde eine zuverlässige und hilfsbereite Wandergenossin an ihrer Seite, die Erdkunde, die so oft ihr gewichtiges Wort in die Waagschale werfen und austauchende Unstimmigkeiten beheben kann. Dies wird auch die folgende Reihe auffälliger Beispiele aufs neue bestätigen.

In Ulm fällt der Donau ein den Tonschichten des mittleren Weißjura entquellendes Flüsschen von etwa 25 km Länge zu, die Blau. Wer deren Lauf aufwärts verfolgt, bemerkt gewiß nirgends bläuliche Färbung des Wassers. Erst an dem großen, runden Quelltrichter, im Volksmund Blautopf, beim Orte Blaubeuren zeigt das Wasser ein entzückendes Blau oder Grünblau. Kein Wunder, wenn man immer und fast einhellig der Meinung war, daß eben diesem herrlichen Blau das Flüsschen seinen Namen verdanke. Aber auffallende Färbung ist doch bei recht vielen Gewässern festzustellen, beispielsweise auch bei zahlreichen Seen unserer Nördlichen Kalkalpen, ohne daß solches Farbenspiel immer namengebend gewesen wäre. Woher aber hat dann die in malerischem Tale ruhig dahinziehende Blau ihre Benennung? Wie im Namen der Donau, die unseren Albfluß aufnimmt, oder wie in Mudau (zum Main), Mandau (zur Neiße) und anderen früheuropäischen Flußnamen, so ist auch im Namen der Blau — ein grauer Kalkfloss „Blauenstein“ überragt den Blautopf — das bekannte *Alwa*, das Wasser bedeutet, sonst auch als *apa*, *afa*, *eppe*, *effe* oder *Alp* auftreten kann, unverkennbar. Zwar teilt den Besitz dieses Elements das dravidische mit dem indogermanischen Sprachtum, aber schon von *Blawa* aus ist die volle Urform *Bilawa* als armalurisch zu erschließen und zu erklären; denn gemeindravidisch *pil-am*, *bil-amu*, *bil-a* bedeutet „Unterirdischer Raum, Erdloch, Höhle, Schlucht“, dann auch „Unterwelt, Hölle“. In Wirklichkeit verdankt die Blau ihren Namen dem merkwürdigen Quelltrichter, dem Erdloch oder „Topf“, aus dem sie als fertiger Fluß hervortritt. Die Starznatur der Alb ist reich an Erdfällen. Nur 8 km nordwestlich von Blaubeuren weist die Starke ein „Erdloch“ auf, weiter kommt aus dem „Brenztopf“ die gleichfalls der Donau zustrebende Brenz, vom Filsursprung aber wird noch im folgenden zu sprechen sein. Auf hochalemannischem Gebiete fällt zunächst der Ortsname *Bluden* auf. Dieser Ort in Boralberg liegt gegenüber der Mündung des *Alvier-Baches*, der aus

dem Düner See im Rhätikon entsteht und in enger Schlucht, einem Tobel, der Ill zueilt. Näher besehen ist der Bach ein alter Pil-üt-ana, ein „Erdloch- oder Seebach“, 830 als Pludono, 940 als Plutenes bezeugt, worin begriffsverdoppelnd Iša „Wasserlauf“ angefügt erscheint. Dann ist zu nennen die schweizerische Messur, die unterhalb Chur in den Rhein mündet und ja auch nach Ansicht von Keltisten einen vor-keltischen Namen trägt. Die Urform Pil-is-ūra besagt es schon, daß auch sie in einem tiefen Tobel „rauscht“, nachdem sie einem Teich oder Seelein (am Trojer Rothorn) entquollen ist, wie auch ein paar ihrer Zuflüsse Seen aufweisen. Die gleiche Zusammensetzung liegt vor im Ortsnamen Filisur, eigentlich der armalurische Name für die Albula, die aus zwei kleinen Seen sich bildet, dann zwei wilde Tobel durchfließt und in den Hinterrhein mündet. Die armalurische Verschiebung des Anlautes p zu f (v) teilt eine Reihe anderer Gewässernamen, deren ursprüngliche Form Pil-ija gelautet haben muß. Die beiden Quellbäche der Bils (zum Lech) kommen aus nicht weniger als fünf Becken, genannt Halden-, Bilsalpe-, Abel-, Traualpsee und Lache. Die Fils, alt Philis, die von der Rauhen Alb dem Nedar zufällt, hat ihren Ursprung beim Orte Wiesensteig in einem Quelltopf, nicht ganz so herrlich wie der Blautopf, aber immerhin auch recht sehenswert. Die oberpfälzische Bils (zur Rab-Donau), alt Filisa, entspringt aus einem ehemaligen See, heute nur noch ein nasser Wiesengrund, beim Orte Freihung, wird von einer Kette von Teichen bis Bilsed begleitet und nimmt kurz vor diesem Orte den Hammerbach auf, das Abwasser einer großen, westlichen Teichgruppe. Auch die niederbairische Bils (zur Donau), alt Biloja, Filusa, Bilisa, Philisa, verrät sich noch mit ihrem jumpfigen, anmoorigen Wiesengrunde als eine einstige „See-Ache“. Neben einer schlichten Iša hat Norwegen auch eine Iliša (zur Glom), deren drei Quellflüsse kleineren Seen entspringen. Schließlich ist auch noch der holländische Ortsname Belzen, im 9. Jahrhundert Felisa, anzuführen; eine aus einem See bei Haarlem kommende Aa oder Ache, im 8. Jahrhundert Belisena, hat dem Orte den Namen gegeben.

Wie der Anfang, so kann auch das Ende von Wasserläufen eigentümlicher Art sein und in der Namengebung zum Ausdruck kommen. Das Itinerarium Antonini (3. Jahrh.) verzeichnet an der Straße Vorch—Salzburg einen Ort Ovilavis, unter dem man seit einigen Jahrzehnten die Stadt Wels an der Traun, den Sterbeort Kaiser Maximilian I., verstanden wissen wollte. Zweifellos entspricht dieser römischen Namensform ein Nominativ Ovilava, dessen Awa sofort wieder einen Wasserlauf verrät. Aber nicht Wels selbst — dieser Name und Ovilavis lassen sich sprachlich nicht in Einklang bringen —, sondern eine Örtlichkeit bei Wels ist auf namenkundlichem Wege zu erschließen. Teilt man Ov-il-awa ab, so ist zunächst eine Flawa „Waldwasser“ oder „Waldgebirgsbach“ aus der überlieferten Form herauszulesen. Das dravidische il-a, il-ai bedeutet neben „Erde, Boden“ auch „Wald, Waldgürtel, Grenze“<sup>1)</sup>. Unter den armalurisch-dravidischen Belegen ist beispielsweise auch unser Kondel-Wald zwischen Uß und Uß (zur Mosel) ein klarer, eindeutiger Name, der in der Karolingerzeit mit Cuntilla oder Contilla beurkundet ist. Er bezeichnet nicht eine silva contalis „Gräßlicher Wald“, wie man meinte, sondern einfach einen „Bergwald“; gemeindravidisch kuntr-, kundr- oder kund-, kond- bedeutet „Berg“. Den gleichen Namen trägt die Kondelle, ein kleines Waldtal in der Nähe des Bullauer Grundes, südöstlich von Erbach im Odenwald, das im Jahre 819 mit Winsterbuch „Dunkler Buchenwald“ wiedergegeben erscheint, und ein Kund-il-eru „Bergwaldfluß“ mündet bei Ristnapatam in den Indischen Ozean. Zwangsläufig muß nun auch die erste Silbe des Namens Ovilaba-Ovilava armalurisch sein und so das dravidische (tant.) öw-u „aufhören, enden, erlöschen“ in unser Gesichtsfeld bringen. Nun verrinnt in 2,3 km Entfernung von Wels beim Orte Laßen ein von den Ausläufern des Hausruck kommender Bergbach, heute Grünbach genannt, in der „Welscher Heide“ ohne die Traun zu erreichen. Hier an diesem „verschwindenden Waldwasser“ muß der Römerort zu suchen sein, dessen Name in der späteren Tab. Peut. (um 365) zu lat. Ovilia „Schafgehege“ umgebogen erscheint. Für die Zucht von Heideschafen war eben auch hier entsprechender Boden, wie dies auch der Flurname Schafwiesen nordöstlich von Wels beweist. Ein anderer Wasserlauf, der gleichfalls sein Ziel, den Pagasäischen Meerbusen, nie erreichen konnte, ist der Kuarios, der von der Othrys herabfallend nach kurzem Laufe verjumpft und auf „gelber Heide“, dem Croceus campus Thessaliens, verschwindet. Auch dieser Gewässername ist armalurisch, vorhellenisch. Drav. ku oder kü ist wieder eine der Bezeichnungen für „Boden, Erde“. Es handelt sich also bei diesem Kuär um einen erdigen, lehmfarbenen Sumpffluß. Der jetzige arisch-hellenische Name Rhodoreuma „Abbrechender Fluß“ drückt auch nur aus, was schon Tausende von Jahren zuvor den Armalurern hat auffallen müssen.

Zwar nicht beim Flüsschen Blau, wohl aber in anderen frühen Gewässernamen Asiens und Europas kommt auffallende Farbe zum Ausdruck. Wie der südindische Kāwəri, besonders wenn ihn die Mon-sungflüsse anschwellen und brodeln lassen, vom schweren Lehmboden her seine rotbraune Farbe be-

<sup>1)</sup> Eine Flava fließt vom Bilo-Gebirge zur Vonda-Sava.

kommt, so verdankt auch der böotische Kēphissos, im Dorischen noch genauer Kāphissos, der in den Kopaissee mündet, seinen armalurischen Namen der dunklen Färbung. Die Hellenen von heute nennen ihn geradezu auch Mavroneri „Schwarzwasser“, gleich ihrem „schwarzen“ Melas, der ebenfalls in jenen Sumpffee fließt. Ein anderer Fluß Kēphissos findet sich bei Eleusis, ein dritter südlichwest von Athen. Das dravidische kāv-i bedeutet „Roter Ocker, Gelberde, Braun“. Der irische Buwinda, jetzt Boyne, dem Moor von Allan entspringend, ist auch ein „rotbrauner Fluß“; dravidisch pūw-el oder būw-el ist „rot, rotbraun“. Die Schwalb, im Nibelungenlied noch Swala, in Urform Siv-ala, kommt über löpflerartige Schichten zur Wörnitz-Donau und rechtfertigt wieder ihren Namen als „Rotgelbes oder Rotbraunes Wasser“, wie auch die holsteinische Schwale und die englische Swale (s. Duse-Humber). Der Bergbauort Schwarz in Tirol, alt Suates, hat seine Benennung von dem wilden Lahnbach, einer ehemaligen Siv-at-isa, dem „rötlichen Zufluß“, an dessen beiden Seiten Eisengestein neben Kupfer vorkommt. Mit der ostpreussischen Swine, die den Nordenburg-See und Sumpfgelände durchfließt, ist eine Siv-ina gegeben, also wieder eine „rotbraune Ina“, ein sumpfarbener Fluß, wie mit der anderen Swine, dem mittleren der drei Ausflüsse des flachen und ebenfalls zu starker Schilfbildung neigenden Stettiner Haffs. Seen erschienen ja häufig den Alten als Sümpfe. Mit dieser Feststellung läßt sich nun auch unser Atlas antiquus bereichern und manche irrtige Ansicht berichtigen: die germanischen Siwiner, nach Strabos Schreibung Σίβροι, waren von der Sivina, dem Haffausfluß, her benannt und bildeten sicher nur einen Teil der suebischen Lemovii oder Lemonii-Memannen, die vom Flusse Suevus, jetzt Peene, um das Haff herum bis zur Wipper hin saßen und im Osten die Rugier als Nachbarn hatten, wie dies Tacitus überliefert. Auch Ptolemäus kennt die zwischen Peene und Dievenow sesshaften Siwiner, nur daß er für sie einen Namen gebraucht, der auf Grund der drei überlieferten Schreibungen ganz richtig als Sedinoi erkannt worden ist. Auch dem Sinne nach sind die Siwiner und Sediner einander völlig gleich: draw. siwa oder sewa bedeutet „rot sein“ und draw. sēdh-, sēt-, sē „Röte, rot, rotbraun“ hat neben sich eine recht sprechende Bildung sēdh-acham, die sowohl „Röte“ als auch „Sumpffee“ bezeichnet. Mit der Sivina begrifflich gleich ist eine „Sedina“ und der Wiados des Ptolemäus ist und bleibt der „große Fluß“ oder Strom, das ist die Oder<sup>2)</sup>.

Boden und Wasser standen für den Siedler noch immer im Vordergrund seines Denkens. So gelangt einmal ihre Minderwertigkeit, das andere Mal ihre Eignung oft schon in der frühzeitlichen Namengebung zum Ausdruck. Über Benennungen wie Terracina, Caldare, Kalkern, Setidava, Setwakaton, Setia, Cetta, Uparus usw. einerseits, dann über Tarentz, Tarent, Tarazona, Tarra, Tirol, Comageni, Dacia, Docidava usw. andererseits ist schon in früheren Aufsätzen des Geogr. Anzeigers das Nötige gesagt worden. Ein paar weitere Striche hier mögen das gewonnene Bild vervollständigen. Außer der oberpfälzischen Cham(b), die in den Regen einmündet, zählt Großdeutschland auch eine Kampa zu seinen Gewässern. Dieser Fluß entsteht aus der Großen und Kleinen Kampa, nimmt 11 km von Zwetl rechts eine weitere Kleine Kampa auf und fließt so noch größer geworden gegenüber dem Tullner Feld in die Donau. Die mittelalterlichen Formen lauten Cambus, Chamba, Khampa, Campe. Aber schon Ptolemäus kennt diesen Fluß, da er bei seinen Kampoi, den Siedlern an der Kampa, die Parmaitampoi von den Udrabaitampoi unterscheidet. Mit Ptolemäus und auch aus sprachlichen Gründen sind die ersteren rechts oder südlich des Flusslaufes und die letzteren links oder nördlich davon anzusetzen. Mit dem armalurischen Namen Parmaitampa, d. i. „Große, großgewordene Kampa“, liegt eine blickblanke dravidische Verbindung vor, genau so, wie mit dem Uparus oder Zuwarus (Zuwawa), unserer heutigen „Salzach“. Das draw. (tam.) parum-ai, perum-ai oder auch parum-am bedeutet „Größe, Dicke, Breite“ und unter den zahlreichen dravidischen Ausdrücken für „Wasser“ befindet sich eben auch kam. Wie neben dravidisch am „Wasser“ auch amb- (am-), so steht neben kam auch kamb- (kamp-)<sup>3)</sup>. Den Namen Kampai tragen auch ein Zufluß des südindischen Palār („Milchfluß“) bei Conjeveram, etwa 90 km südwestlich Madras, und ein 370 km nördlich Bombay gelegener, nach einem Flusse, heute Mahi, benannter Küstenort, in englischer Schreibung Cambay, der durch seine Edelstein-schleifereien Berühmtheit erlangt hat. Mit Parmaitampoi ist dann auch schon der Fingerzeig gegeben zur Klärung des Namens Udrabaitampoi. So, wie dieser dasteht, ist er in seiner ersten Hälfte vom armalurisch-dravidischen Gesichtspunkt aus unverständlich. Dunkel aber hat ihn nur eine alte Schreib-

<sup>2)</sup> Der dravidische Gott Siwa, Zerstörer und Bestruher zugleich, den die Arier Indiens in ihr Pantheon mitaufgenommen haben, trägt ein rotes Gesicht und in der Hand eine Flamme.

<sup>3)</sup> Dieses Appellativum erscheint in der Oberpfalz nicht bloß in der Cham(b) und dem Ort Eschkam (alt Esilkambe) an ihr, sondern auch in mehreren Ortsnamen am Flusse Regen: Cham (alt Chambe, Camma, Champa, Kamba), Chameregg und Chameran. Eine Cam fließt zum Duse-Humber. Die Kama, der größte Nebenfluß der Wolga, heißt bei den Wosjaken Budschim-kam, d. i. Weißer Fluß. Fortgefallen ist das Grundwort kampa beim Namen der Parma, die sich kurz vor der Stadt Parma durch die Baganza („Seitenzufluß“) vergrößert.

flüchtigkeit gemacht. Tauscht man die beiden ersten, einander ähnelnden griechischen Schriftzeichen um, so ergibt sich ein Darabai-kampoi. Dieses *ΛΑΡΑΒΑΙ*, in dem so wieder einmal nach griechischem Beheiß b für das bilabiale w erscheint, ist ebenfalls blühblankes Dravidisch. Dravidisch (tam.) tarawai (darawai), eine Weiterbildung zu tarai (darai) „Erde, Boden“, bedeutet „Unfruchtbares Land, Wilde“. Noch heute trägt ein Teil der Landschaft nördlich der Kamp, der plateauartige Strich ostwärts von Zwetzl bis hinüber zum Orte Bernegg, den Namen „Die Wild“, und ein Schloß „Wildberg“ an seinem Rande erhebt sich hier über der Großen Tassa, einem Zufluß der Kamp. Es kann also bei diesen beiden ptolemäischen Namen nichts Lateinisches, weder parma „Rundschild“ noch auch etwa terra „Boden, Land“, in Betracht kommen. Eine freundlichere Vorstellung aber erweckt der Name Mils. Dieser Ort liegt an der Mündung des Weißenbaches (Salzbergbaches), der aus dem Hall- oder Jß-Tal herab in den Inn stürzt, kaum 2 km vom tirolischen Hall. Hoch oben, über den Herrenhäusern des Salzbergwerkes, entzückt den Bergsteiger eine prächtige Bergwiese, der Jß-Anger, eine Zusammensetzung, worin das altertümlich-deutsche Jß „Weide“ durch Anger verdeutlicht wird, und in östlicher Richtung von diesem Weidegrund erstreckt sich der „Gnadenwald“. Mils nun, alt Mullis, Mulles, Mülles, weist auf den Weißenbach, armalurisch Mull-isa, den „Wald- und Weidebach“; dravidisch mull-ai bedeutet „Wald und Weide“. Auch der andere tirolische Ort Mils, der an der Mündung des Vorsenn-Baches in den Inn liegt, 6,5 km von Imst, hat seinen nutzbaren Boden, das „Müßer Feld“. Die freundlichsten Gedanken aber ruft doch der Name Tibur hervor. Bei diesem Klange meint man Vergnügen zu verspüren, hört die rauschenden Fälle des Anio, sieht unter einem lachenden Himmel einen Willentkatz, dabei das prächtige Landhaus des Kaisers Hadrian, der gleich anderen der sommerlichen Glut Roms entflieht und hier Erholung findet. Daß ein Tiburtus diesen Ort gegründet habe, ist nur eine späte Sage. Der Name führt weit zurück in graue Zeiten. Ti-bur — schon auf Grund dieser beiden schlichten Silben sprechen wir den Namen wieder als steinzeitlich, als armalurisch an — ist die „wonnevolle Stadt“. Das dravidische ti bedeutet „schmachhaft, süß, köstlich, entzückend“ und dravidisch pura (bura) oder auch puri (huri) „Stadt“ ist nicht bloß im Orient zuhause, sondern auch im alten Europa oft festzustellen. Bura hieß eine der Zwölfstädte des alten Achaia, Trebur, die „Wasserburg“ an der einstigen Mündung des Neckars in den Rhein, lautete noch im 9. Jahrhundert Tribura<sup>4)</sup>, das spanische Consa-bura, jetzt Consuerga, am Fuße der La Calderina und am Flusse Amarguino, ist die „Stadt am Waldgebirgsfluß“, um nur ein paar Beispiele hier zu nennen. Tibur aber entzückt noch heute, nur daß sich sein Name im Laufe der Zeit etwas gewandelt und als Tivoli eingeführt hat. So manche deutsche Stadt hat ihr Tivoli, eine Erholungs- oder Vergnügungsstätte nach des Tages Arbeit.

Angenehme, schon von Mutter Natur bereitete Wohnstätten warteten auf den Urriedler auch an unserer Nahe, von der eingangs die Rede war. Nur 1700 m südwestlich vom Blautopf überragt den Fluß ein malerischer Felskoloß, der Rufen, auf dem 144 m über der Talsohle die Ruine Hohengerhausen, im Volksmund Rufenjoch, thront. Zwei Höhlen zeichnen diesen Schloßfelsen aus, die Kleine Grotte oder Rufenhöhle, eine Wohnung für Höhlenmenschen mit zwei durch Schlupflöcher verbundenen Kammern, und weiter oben die Große Rufengrotte, eine mächtige Wölbung mit turmhohem Eingang und mit Raum für Hunderte von Bewohnern, die den Blick gegen Mittag und Abend richten konnten. Grabhügel und Funde haben bewiesen, daß der Schloßberg schon in der älteren La-Tène-Zeit als Festung diente. Aber der Name jener Behausung, von Ptolemäus mit Rusikawa überliefert, weist in noch fernere Zeiten zurück und bedeutet nichts anderes als „Anziehende Höhle, Angenehme Grotte“. Dravidisch rusi steht für unser „Geschmack, Reiz, Annehmlichkeit“ und dravidisch gawi, kebi, das an lateinisch cavus „hohl“, caverna „Höhle“ und cavea „Käfig“ erinnert, bezeichnet eine Grotte. Während dravidisch bila einen unterirdischen Raum bedeutet, steht gawi oder kebi für „Höhle, Grotte“, bezieht sich also nur auf Hohlräume über dem Erdboden. Ein Gegenstück, der altbezeugte Ortsname Rusidava am Flusse Mutus in Dacia, der dem reichen, unerschöpflichen Boden der Walachei so recht entspricht und nichts anderes als „Reizvoller Wohnort“ besagt, ist bereits in dem Aufsatz „Die Ortsnamen auf -dava und die Erdkunde“ mitaufgeführt worden. Die Blaubeurer Gegend war für den Höhlenmenschen überaus günstig. In der Felsgruppe des Geisenklösterle bei Weiler an der Ach, die in die Blau mündet, bot eine mächtige Rundhalle mit mehreren Grotten Schutz und die Sirgenstein-Höhle über der Ach ist eine der wichtigsten urgeschichtlichen Fundstellen Deutschlands. Hier wiesen wohlgeborgene Schichten sogar bis in die älteste Steinzeit zurück<sup>5)</sup>.

Die Europäer der jüngeren Steinzeit, so entlegen auch sie uns Heutigen erscheinen mögen, sind

<sup>4)</sup> Um 3000 v. Chr. schuf sich der Neckar seine jetzige Mündung. Heute liegt Trebur 4 km vom Rhein ab und an dem unbedeutenden Schwarzbach. Noch im Mittelalter spielte der uralte Ort eine wichtige Rolle, hatte zu Karls des Großen Zeit eine königliche Pfalz und war häufig Sitz von Reichstagen.

<sup>5)</sup> Vgl. C. Schoener: Blau und Rufen. (Blaubeurer Tagblatt vom 17. Sept. 1932.)

doch immer noch recht nahe. Dank einer hohen natürlichen Veranlagung und einem fördernden Klima sind jene Naturmenschen in grundlegenden Dingen Träger des Fortschritts und Wegbereiter einer höheren Kultur geworden, im Gegensatz zu so manchem Volke, das zwar heute noch lebt, aber geistig immer noch da verharrt, wo es vielleicht vor zehntausend Jahren stand. Das Blut jener frühen Siedler hat sich den übersichtlichen Eroberern mitgeteilt, aber auch ihre Sprache lebt noch fort, zuvörderst in zahlreichen unserer geographischen Namen, die an den Heimatforscher herantreten. Solchen Namen noch näher zu kommen und ihren Sinn herauszuschälen, wäre ein fruchtloses Beginnen, wenn es an einer festen, nachweisbaren sprachlichen Grundlage gebräche. Wo aber Namensforschung und Erdkunde vereint des Weges ziehen und dann zusammenstehen, werden diese zwei schließlich zu massigen, scharffantigen Granitpfeilern, an denen niemand rütteln kann. Der Torbogen, den sie tragen, zeigt als einzige Inschrift das Wort „Erkenntnis“.

## DIE NIEDERLANDE UND DAS REICH

von OTTO SCHÄFER

Unter den Niederlanden versteht man jenen Teil des Rheinstromgebietes, der sich zu beiden Seiten der Mündung des Hauptflusses zwischen Dünkirchen und dem Dollart, Terschelling und Luxemburg ausdehnt. Er ist von der Nordseeküste aus gerechnet durchschnittlich etwa 200 km tief, im Norden schmaler, nach Süden infolge der späteren politischen Gestaltung breiter. Deshalb greift er auch hier auf die Hochfläche des Rheinischen Schiefergebirges hinauf. Infolge seiner Zugehörigkeit zu dem Rheinstromgebiet und damit zu Mitteleuropa einerseits, seiner Randlage zu Westeuropa und der Nordsee andererseits, ist dies Gebiet stets von allen Seiten umkämpft und schließlich politisch von Mitteleuropa abgetrennt und verselbständigt worden. Trotzdem aber hat es seine Zugehörigkeit zu Mitteleuropa, die ebenso geographisch wie wirtschaftlich, volkstumsmäßig und geschichtlich begründet ist, niemals zu leugnen vermocht, und es wird erst zur Ruhe kommen, wenn es den ihm in einem starken Mitteleuropa zukommenden Platz wieder einnimmt.

Schon bald nach 750 v. Z. ist für das gesamte Gebiet eine germanische Besiedlung nachweisbar, die seitdem keine Unterbrechung erfahren hat. Nur im Süden ist ein Teil der Bevölkerung im Römerreiche romanisiert worden. Er spricht seitdem das sogenannte Wallonische, ohne aber deshalb die Bindungen zu leugnen, die ihn schicksalsmäßig mit Mitteleuropa verknüpfen. Weiter im Norden sind uns für Cäsars Zeit die Stämme der Bataver, Cannefaten, Tubanten, Chamaben, Amfivarier und Friesen bekannt, von denen die spätere römische Geschichte immer wieder berichtet, daß sie ihren germanischen Volksscharakter in schweren Kämpfen zäh und treu bewahrt haben. Mit dem Zusammenbruch des Römerreiches dehnte sich das Gebiet der Friesen über die gesamte niederländische Küste aus, während die im Süden wohnenden Stämme im Bunde der Franken, die im Osten im Bunde der Sachsen aufgingen bzw. sich mit den unter diesem Namen von Osten herandringenden Neustämmen verschmolzen. Waren somit die Niederlande bereits dreifach von der mitteleuropäisch-germanischen Volksgemeinschaft erfaßt, so band sie dreihundert Jahre später noch einmal das mit allen südgermanischen Stämmen geteilte Erlebnis der Christianisierung, der Erschütterung einer alten und die Eringung einer neuen Weltanschauung. Wie innig die Gemeinsamkeit der Niederländer mit den deutschen Stämmen des Rhein- und Wesergebietes dabei war, zeigt sich zuletzt in der Tatsache, daß die meisten dieser Stämme die gleichen Missionare, vor allem den überragenden Angelsachsen Bonifatius, bei sich wirken sahen. Christlich-germanische Lebensform ward die Grundlage des Lebens aller germanischen Stämme zwischen der Nordsee und der Elbe, der Eider und den Alpen.

Nachdem der Sieg der rheinischen Franken bei Löwen an der Dyle 891 unter Arnulf von Karnten der Normannennot gesteuert hatte, war die Zugehörigkeit der Niederlande zum ostfränkischen Reiche auch durch im Kampfe gegen die Eindringlinge gemeinsam vergossenes Blut besiegelt. Darum hielten die Niederländer ungeachtet der Lockungen des französischen Königtums auch am Deutschen Reiche fest, das bald darauf aus dem ostfränkischen Königtum hervorging. In diesem ersten Reiche spielten die Niederlande durch ihre reiche Kultur von vornherein eine bedeutende Rolle. Aus dem geopolitischen Zwang ihrer Lage, der ein einheitliches Rheingebiet und ein starkes Mitteleuropa erheischte, wurden sie, vor allem in ihren Bistümern Lüttich und Utrecht, zu Führern einer papstfreien Reichskirche und in ihren Städten Hüter der Reichseinheit und Reichsgewalt. So war es kein Zufall, wenn drei deutsche Kaiser aus dem Hause der Franken, Konrad II. 1039 in Utrecht, Heinrich IV. 1106 in



Vüttich, und Heinrich V. 1125 in Utrecht starben, und der Bischof Wilhelm von Utrecht im Auftrage der deutschen Reichssynode das Bannurteil gegen den Papst Gregor VII. sprach.

Das dreifache Einströmen germanisch-deutschen Blutes, die Sicherung vor den Normannen und die führende Stellung im Reiche dankten die Niederländer aber erst recht, als sie bald nach 1100 ihre Volkskraft zur Lösung der großen deutschen Aufgabe, der Erfüllung der mitteleuropäischen Stromgebiete der Elbe, Oder und Weichsel einsetzten. Nachdem die ersten Siedler aus den Niederlanden mit Erfolg sich in den Wesermarschen und in Hessen (Kassel) niedergelassen hatten, begann der Einzug auf breiter Front. 1108 erging von den Bischöfen der Magdeburger Kirchenprovinz zuerst der Ruf an die Sachsen, Franken, Lothringer und Flamen, die „ruhmwürdigen Bezwinger der Welt“, in ihren Landen zu siedeln, zu enträssern, zu roden. 1143 wandte sich Adolf von Schauenburg an die Flamen, Holländer und Friesen, die er in den Osten Holsteins einlud. 1157 rief Albrecht der Bär die Niederländer in die ererbten wendischen Fürstentümer Havelberg, Brandenburg und Priegnitz. 1164 nahmen Flamen an der Niederwerfung des Obotritenaufstandes in Mecklenburg teil. Zwischen 1143 und 1150 wanderten Flamen in die Gips und später in Siebenbürgen ein. 1208 besaßen sie bereits in Wien besondere Vorrechte.

Überall im Osten, wo Deutsche hinkamen, finden wir auch die Spuren der Niederländer, die oft auch dann als Flandrer bezeichnet werden, wenn sie aus anderen Gegenden der Niederlande kamen. Sie sitzen in Holstein und Mecklenburg, Pommern, Brandenburg und in der Altmark. Der Fläming trägt noch heute ihren Namen. In dem wendischen Heiligtum Jüterbog entstand eine flämische Münze. In den Elbniederungen um Magdeburg und Torgau galt die flämische Hufe. Im Meißener Lande, in der Lausitz und Schlesien geht die Tuchweberei auf Niederländer zurück. Die Ortsnamen Lichterfelde im Fläming und bei Eberswalde brachten Siedler aus Lichterfelde im westlichen Flandern mit, während der Berliner Vorort Lichterfelde eine Tochteriedlung des Lichterfelde bei Eberswalde, noch das Wappen der flandrischen Heimatstadt führt. An der Oder haben wahrscheinlich Niederländer Frankfurt gegründet, dessen ursprüngliche Namensform Brankenworde ist. Männer aus Namurich (Cambrai) erbauten Camburg a. d. Saale, Flemhude bei Kiel, Flamendorf bei Staßfurt, Flemingort bei Schlochau, Fleming bei Allenstein sind weitere Zeugnisse der niederländischen Ausbreitung. Aber auch in Breslau, Prag, Brünn, in den Städten des Ordens, in Polen und Ungarn treffen wir ihre Spuren.

Diese Züge der Niederländer brachten aber nicht nur deutsche Menschen in die weiten menschenleeren Gegenden des Ostens, sondern auch eine Menge Kenntnisse und Kunstfertigkeiten. Sie waren Tuchmacher und Goldschmiede, kannten jede Art des Handwerks, verstanden Dörfer zu bauen und Städte anzulegen. Sie kannten den Kampf mit Wasser und Sumpf und machten aus unzugänglichen Stromniederungen fruchtbares Ackerland. Viehzucht und Milchwirtschaft, Handel und Waibel, Landvermessung nach flandrischen Hufen und flandrisches Erbrecht brachten sie in den Osten. Die Goldene Aue wurde durch sie zu einem der reichsten Gebiete Deutschlands.

Diesen Leistungen der Niederländer gegenüber ist es gleichgültig, weshalb sie kamen, ob die Übervölkerung die jüngeren Söhne trieb, Neuland zu suchen, ob Tausende das karge Leben in den überfüllten niederländischen Städten leid waren, ob Sturmfluten die Heimatsholle vernichteten. Was immer der äußere Anlaß war, die Ursache liegt tiefer. Sie liegt dort, woher auch der Antrieb für die Lothringer, Elsäßer, Westfalen, die romanisch redenden Wallonen, die Moselfranken, Pfälzer und Schwaben kam, mit denen sie zusammen wanderten, zusammen siedelten und kolonisierten, sie liegt da, wo die Fürsten des Reiches die Veranlassung und das Recht zu ihrem Rufe fanden. Das deutsche Volk und voran die Niederländer, hatten die europäischen Aufgaben erkannt, die ihm der Besitz des Rheingebietes stellte. Sie hießen: deutsche Erfüllung Mitteleuropas und Ordnung des Abendlandes. Die Niederländer begriffen sie am besten und setzten sich am stärksten dafür ein. In dem flämischen Volksliede „Naar Oostland willen wij reiden“ fanden diese geopolitische Sehnsucht und Verpflichtung der Deutschen ihren dichterischen Ausdruck. Ebenso selbstverständlich aber wie die Niederländer in der Reichspolitik und Reichskolonisation Teil, bester Teil des deutschen Volkes waren, so waren ihre Städte bald darauf bedeutsame Glieder der deutschen Hanse. Zum niederländischen Quartier dieses größten aller deutschen Städtebünde gehörten Dordrecht, Breda, Bergen op Zoom, Nimwegen, Deventer, Arnheim, Amsterdam, Alkmaar, Kampen, Zwolle, Stavoren und viele andere. Sie schickten ihre Gesandten zu den Hansetagen. Ihr Vorort war wie für alle anderen Städte das deutsche Lübeck. Nur die westflandrischen Städte waren aus staatsrechtlichen Gründen nicht in der Hanse, aber dennoch durch die Kontore der Hanse angeschlossen, auch dann noch, als der Hafen von Brügge verjandete und Antwerpen seine Stelle als Vorort Flanderns einnahm.

War Brügge der Hauptort des rheinländischen Handels, des Handels mit England und Italien,

der Mittelpunkt des flämischen Tuchhandels, so beruhte die Bedeutung des jungen Antwerpens auf dem Kupferhandel der augsbургischen Fugger, die die Erzeugung ihrer tirolischen, slowatischen und kärntnerischen Hütten rhein-, oder- und weichselabwärts oder über die Adria nach Antwerpen und von hier zu den Verbrauchern brachten. In Antwerpen wickelte der Deutsche Orden seine Geldgeschäfte mit der päpstlichen Kurie ab und aus seinen Besitzungen in den Niederlanden zog er einen bedeutenden Teil der Summen, die er für die Organisation und den Aufbau seines Staates an der Ostsee brauchte. Eine der reichsten Ballerien des Ordens war Utrecht. Sie spann ihre Fäden nach Mergentheim, nach Plauen, nach Freudenthal im Sudetenland und zur Marienburg.

Aus diesem engen Zusammenhang mit deutschem Raum und deutschem Leben vermochte nichts die Niederländer zu lösen. 1302 schlugen die westflandrischen Städte in der berühmten Sporenschlacht den Angriff der Franzosen und des verwelichten Adels auf ihr Deutschtum vernichtend nieder. Sie lehnten sich in ihrer Gesamtheit gegen den Versuch der Gründung des französisch-burgundischen Zwischenreiches auf und begrüßten den jungen Maximilian als einen der Ihren, als einen Fürsten deutschen Blutes. Auf dem Reichstage zu Worms aber rief Antwerpen das Reich auf, die niederländischen Grenzmarken tatkräftig gegen französische Eroberungspläne zu verteidigen.

Eine bedenkliche Folge hatte das burgundische Zwischenpiel zusammen mit der bald darauf einsetzenden Hausmachtspolitik der Habsburger schließlich doch. Es bildete sich in den Niederlanden das Gefühl eines besonderen Rechtsstandes, der von dem der übrigen Reichsbürger verschieden, wenn nicht besser war. Karl V. vollendete die Entwicklung durch seine Verträge von 1548 und den Reichstagsbeschuß von 1555, in dem die Niederlande staatsrechtlich verselbständigt wurden und den Schutz des Reiches verloren. Nicht weniger sondernd wirkte die Reformation. Sie führte zwar anfangs eine große Zahl von Niederländern nach Niedersachsen und dem deutschen Osten, nach Danzig, in den Warthe- und Neßegau, aber der Charakter dieser Wanderung als heimliche Flucht vermochte nicht das Bewußtsein der Gebundenheit des gesamt-niederdeutschen Raumes und Volkes, mindestens für den Augenblick nicht, auszulösen. Dagegen wurde infolge des schweren Kampfes gegen Habsburg-Spanien die mildere und gemeindeutsche lutherische Form der Reformation durch die westeuropäische Form ersetzt. Calvinistisches religiöses und wirtschaftliches Auserwählungsbewußtsein gaben dem politischen Sonderbewußtsein einen wesentlichen Inhalt und führten im Verlaufe der Religionskriege gegen Spanien zur völligen Vernichtung des ehemals so starken gemeindeutschen Denkens der nördlichen Niederlande. In dem spanischen wieder zum Katholizismus zurückgeführten Süden wirkte die Niederlage und Erschöpfung in den langen Jahren des Kampfes ähnlich. Man stand dem Reiche, das keinen Schutz gewährt hatte, gleichgültig und fremd gegenüber, die hohe deutsche Kultur verfiel. Nur das Bewußtsein, deutschen Blutes zu sein, blieb stärker, lebendiger und allgemeiner als im Norden, der in seiner niederdeutschen Schriftsprache und einer durch die überseeischen und westeuropäischen Verbindungen eigenartig geprägten Kultur eine stärkere äußere Abgrenzung gegen das übrige Deutschtum gewann.

Trotz dieser schon tiefgehenden äußeren Trennung der Niederlande als eigenes Staatswesen bzw. spanisches Land vom übrigen Deutschland und Rheinstromgebiete rissen die Fäden dorthin nicht ab. Vermochten die Niederlande geographisch gesehen nicht aus den Bindungen des Rheinstromgebietes herauszutreten, so blieben sie auch wirtschaftlich, kulturell und blutsmäßig eng mit dem Reiche verknüpft. Holland stand überlieferungsgemäß vor allem mit dem Kölner Niederrhein und Mittelrhein sowie dem gesamten niederdeutschen Raume in engsten Wirtschafts- und Verkehrsbeziehungen jeder Art, deren Träger nicht nur die Straßen Norddeutschlands, sondern auch der Rhein und die Ostsee waren. Die Stärke dieser Bindungen veranlaßte sogar zeitweise ein politisches Ausgreifen nach dem Osten, besonders nach Ostfriesland, Cleve und Südgeldern, das erst an dem energischen Widerstande Brandenburg-Preußens scheiterte. Die spanischen Niederlande pflegten dagegen in erster Linie die Verbindung mit dem Mittelrhein und Oberdeutschland, wohin sie die Überlieferung und die alten Straßenzüge ebenso wiesen wie die habsburgischen Verbindungen.

Bedeutsamer als dies alles war jedoch die deutsche Einwanderung, die sich während des Dreißigjährigen Krieges in die Niederlande ergoß und auch in der Folgezeit anhielt. Über die spanischen Niederlande und Holland nahm das deutsche Volk des Binnenlandes Anteil an der Eroberung der Welt und der Erschließung ihrer Schätze. Freilich wurde es dabei nicht reicher und mächtiger, denn es vollbrachte seine Leistungen im Dienste Fremder, die den Ertrag seines Fleißes zum größten Teil für sich in Anspruch nahmen. Die spanischen Niederlande gewannen damals ebenso aus deutschem Blute die biologische Kraft zu ihrer Wiederaufrichtung wie Holland die volkstumsmäßigen Voraussetzungen zur Gestaltung seines Heldenzeitalters im Kampfe mit Spanien-Portugal und später England, der Aufrichtung seiner Seehandelshegemonie und der Errichtung seines Kolonialreiches.

Was Deutsche in spanischen Diensten geleistet haben und welchen Anteil sie an der Wiederauf-

richtung des südniederländischen Handels und der Industrie hatten, ist im einzelnen noch wenig erforscht. Immerhin dürfen wir sagen, es ist sehr bedeutsam gewesen. Anders dagegen kennen wir den Anteil deutscher Matrosen und Seesoldaten an den Kämpfen und Werken der Holländer genauer. Schon Wilhelm von Nassau hat die Truppen, die entscheidend in den Aufstand gegen die Spanier eingriffen, in seinen Nassau-Dillenburgischen Landen geworben und noch lange Jahrzehnte hindurch sind immer wieder Westwälder Kontingente nach Holland gegangen, um es gegen seine Feinde zu verteidigen. Als Holland sich des portugiesischen Kolonialreiches im Indischen Ozean bemächtigte, verwandte es zu seiner Eroberung und Sicherung fast ausschließlich deutsche Mietstruppen, zu seiner Organisation, Verwaltung und Erschließung viel mehr Deutsche als Holländer. Nicht anders lagen die Dinge im Kaplande. Schon an der Besitzergreifung 1652 und Erforschung der Kolonie nahmen Deutsche entscheidenden Anteil und ihre Einwanderung überwog während der hundert Jahre, von 1700 bis 1800, die holländische um das Doppelte. Zu dem holländischen staatlichen und durch die erste Einwanderung gegebenen volksbiologischen Rahmen lieferten Nieder- und Oberdeutsche den größten Teil des kulturellen und wirtschaftlichen, sowie einen beachtlichen Teil des blutsmäßig völkischen Inhalts. So ist es gewiß nicht zuviel gesagt, wenn wir den Kampf Hollands gegen Spanien, den Aufbau seines Kolonialreiches, die Entstehung des Bürenvolkes und die Verteidigung des Geschaffenen gegen England als gemeindeutsche Leistung schlechthin bezeichnen.

Während aber das deutsche Volk im holländischen Staatsverband seine größten kolonialen Leistungen vollbrachte, das Reich und der Große Kurfürst den Staat gegen England und Frankreich verteidigten, entfernte sich die holländische Geisteshaltung noch einmal von der deutschen. Der von den deutschen Brüdern errungene Reichtum, der in die holländischen Klassen floß, machte die Holländer unfähig zur Verachtung allen Geldes und Gutes und der großen heroischen Haltung, die sie in ihrem Freiheitskampfe gegen Spanien gezeigt hatten. Ihre Freude galt nicht mehr der Leistung und dem Werk, sondern dem Ertrag und Genuß. Sie schufen und genossen nicht mehr Kultur als Folge und Ausdruck eines großen inneren und äußeren Ringens wie in den Zeiten eines van Eyck, Rembrandt, Rubens, van Hals und Vermeer, sondern sie begannen ängstlich den Kampf zu meiden, um den Besitz zu erhalten. Damit sank ihre Kultur herab zur Zivilisation und ihre Geisteshaltung näherte sich der englischen, die freilich nie so enge wurde, da der Engländer infolge seiner wirtschaftlichen und politischen Macht das einmal Gewonnene nicht so ängstlich zu erhalten brauchte wie der Holländer des 18. und 19. Jahrhunderts. Den Beginn und Inhalt dieser allmählich vom kapitalistischen Großbürgertum her das ganze Volk durchdringenden pazifistisch-kapitalistischen Geminnung bezeichnet nichts besser als der Ausspruch Peter de la Cours von 1662: „Besser ein Friede voll Beschwerlichkeit als ein Krieg voll Gerechtigkeit“.

So geistig vorbereitet gliederte sich seit 1688 Holland immer williger und widerstandsloser mit seinen Kolonien, die ihm nach Gutdünken belassen oder weggenommen wurden, in das englische Weltreich ein, fiel es ebenso ruhmlos 1795 in die Hand der Franzosen, ließ es sich von preussischen Truppen 1813 wieder befreien, um dann doch Gegenstand der Verhandlungen der Mächte auf dem Wiener Kongreß zu werden. Trotzdem hat dies Holland zwischen 1700 und 1800 noch einmal zahlreiche tüchtige Menschen in den Osten entsandt und neue Verbindungen mit Deutschland und Europa geknüpft. Sie kamen auf den Ruf der Preußenkönige nach Brandenburg in die neu erworbenen Gebiete von Posen, des Warthe-, Neze- und Weichseltales, sie folgten der Aufforderung der russischen Zaren und verstärkten die nordische Führerschicht des Petersburger Imperiums.

Höher noch als die hier gezeichneten wesentlich außereuropäischen Leistungen der holländisch-deutschen Arbeitsgemeinschaft sind vom deutschen Standpunkte aus die Leistungen der südlichen Niederlande zu bewerten. Sie trugen nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges mit Unterstützung der Reichsarmee die Hauptlast der Abwehr der französischen Vorstöße gegen das Rheingebiet und bildeten gleichsam einen Schutzwall für die heute noch deutschen mittleren Rheinlande und das Ruhrgebiet. Von Habsburg verraten, fielen auch sie dem Wiener Kongreß zum Opfer.

Um Frankreich und Deutschland von der Nordseeküste zurückzudrängen, setzte England unter Ausnutzung der habsburgischen Rückzugsbereitschaft nach Osten die Gründung des über das holländische Herrscherhaus und Großbürgertum ganz unter englischer Führung stehenden Königreiches der Vereinigten Niederlande durch. Preußen wurde dabei so weit als möglich von der Maas weg- und nach Osten zurückgedrängt und Luxemburg mit den Niederlanden in Personalunion vereinigt. Diese Gründung des Wiener Kongresses bedeutete wie dieser überhaupt nichts anderes als den Sieg des reinen Staatsgedankens über das Volksbewußtsein und die europäische Anerkennung der Einbeziehung der Niederlande und der holländischen Besitzungen in das englische Weltreich. Von da an verloren die Niederländer jedes völkische Gefühl und begannen nur staatlich zu denken mit Ausnahme der Luxemburger, die noch 1798 sich mit den Südniederländern gegen die Franzosen erhoben hatten.

Diese Einstellung der Luxemburger bewährte sich auch noch, als 1830 Frankreich versuchte, die südlichen Niederlande zu erwerben und unter der englischen Gegenwirkung das Königreich Belgien entstand. Sie veranlaßte noch 1848 das Luxemburger Regierungskollegium zu der Kundgebung: „Die Regierung hat soeben an der Seite der Nationalfarben die Fahne des Deutschen Bundes aufgestellt. Die Fahne ist der Schirm für alle deutschen Nationalitäten. Sie ist das Symbol der Freiheit und der Wiedergeburt Deutschlands. Diese Fahne ist eine Proteststation gegen jeden Versuch, die Anarchie oder eine fremde Herrschaft hier zu begründen. Die innige Vereinigung mit Deutschland ist unser Recht, unsere Pflicht, unser Heil.“ Ja, noch 1867 widersprach Luxemburg leidenschaftlich seinem unter Frankreichs Druck erfolgenden Ausschluß aus dem politischen Deutschland.

Allein auch dieses urdeutsche Denken der Luxemburger erstarrt in der Folgezeit, da dem rein staatlichen Denken der Deutschen des zweiten Reiches jede positive, anziehende Kraft fehlte.

Was das deutsche Volk aber im 19. Jahrhundert versäumte, holten die geopolitischen Kräfte des Rheinstromgebietes nach, die in ungeheurer Mannigfaltigkeit und Wirksamkeit sein gesamtes Volk tagtäglich die rheinische Zusammengehörigkeit und das gemeindeutsche Aufeinanderangewiesensein erleben ließen. In Zollgemeinschaften und Eisenbahnverbänden, in Wettbewerbsverkehr und Verkehrsgemeinschaften, Produktions- und Absatzverbänden, in Handel und Austausch, in der Rhein- und Kanalschiffahrt überschritt das Leben des rheinischen Raumes die Grenzen des Wiener Kongresses und der Folgezeit, während zugleich ein die Niederlande und das deutsche Rheinland beherrschendes Kraftzentrum heranwuchs. Es war das niederrheinische Industriegebiet, das von Hamm bis Lüttich und Namen, von Bonn bis Wesel reichte. Seine Kohlen, sein Eisen und seine Bleche wurden die Grundlage des gesamten Wirtschafts- und Verkehrslebens des Niederrheingebietes, seine Bevölkerung der wichtigste Abnehmer der landwirtschaftlichen Erzeugung der niederen Lande. Seine Einfuhr und Ausfuhr speisten und belebten die belgischen und holländischen Häfen von Brügge bis zum deutschen Emden und waren die wichtigsten Grundlagen des niederländischen Seeverkehrs. Im Hafen von Duisburg-Muhrort fanden die belgische und holländische Kanalschiffahrt ihren grundlegenden Verdienst. Im Gefolge dieser wirtschaftlichen Verflechtung der niederen Lande mit dem deutschen Rheine durchdrangen sich die niederländische und rheinländische deutsche Bevölkerung aufs engste und erneuerten allmählich das Bewußtsein völkischer Verwandtschaft und gemeinsamen Blutes, das höher steht als alle staatliche Gemeinsamkeit und Trennung.

Dieser Erneuerung eines niederländisch-deutschen Volksbewußtseins vom Raum und der Wirtschaft her antworteten bald auch die aus den Quellen völkischer Sehnsucht und völkischer Not emporkommenden Bewegungen der Flamen, Holländer und Luxemburger. Dort war es die von dem deutschen Volksliedersammler und Dichter Hoffmann von Fallersleben 1821 erweckte flämische Bewegung, die nach dem Weltkrieg in der „dietschen“ Bewegung bereits die Sprachkultur und Bluts-gemeinschaft der Flamen und Holländer wieder zu beleben suchte. Hier antwortete die in einem stark partikularistisch denkenden Lande naturgemäß schwächere großniederländische Bewegung und die holländischen Nationalsozialisten Musserts, in Luxemburg aber die Heimatbewegung.

## ABFALLPAPPE UND SCHRAUBENZIEHER IM DIENSTE DER ERDKUNDLICHEN EINPRÄGUNG

von W. KOLM

Als mein Aufsatz „Linoleum im Dienste des Erdkundeunterrichts“ (Geogr. Anz. 1940, Heft 21/22) erschien, war Linoleum nicht mehr zu haben. Es galt, nach einem Ersatz zu suchen, um so mehr, als zur mühsamen Herstellung von Linoleumdruckplatten eine Begeisterung gehört, die man vielleicht nicht von jedem Erdkundelehrer — sie alle sind ja nicht nur-Erdkundelehrer — verlangen kann. Das Ersatzmittel, gewöhnliche Pappe, wie sie im gewünschten Format (Din) an jedem Schreibblock sitzt, war bald gefunden. Ihre Verwendung zur Herstellung von Skizzen-schablonen, von der hier die Rede sein soll, kommt auch mehr denen entgegen, die von den Schülern lieber eine Skizze als eine Karte zeichnen lassen wollen, wozu nämlich die Linoleumplatte doch allzuleicht verführt.

Auf der einen Seite stehen bekanntlich diejenigen, die, unbeeinflusst durch die verschiedenen anderen Vorschläge, immer noch das Zeichnenlassen von Skizzen ohne jede Hilfe von seiten des Lehrers für das Richtige halten. Sie begründen das damit, daß aus dem Kartenbilde nur

die allerwichtigsten Linien eingeprägt werden müßten. Gegen dieses Ziel läßt sich nichts einwenden; denn das Leben verlangt nicht eine Kenntnis kleinster Ortschaften, sondern setzt, wenn es solche Namen anführt, in der Regel dazu, in der Nähe welcher größeren Stadt oder dergleichen man den Ort zu suchen habe. Wird im praktischen Leben eine Skizze verlangt, so stets mit dem Selbstzweck, sie als Ersatz umständlicher Beschreibung zu gebrauchen, nicht etwa, um Wissenwertes zu dauernder Einprägung zu bringen. Fragt jemand z. B. nach einer Straße in der Nähe, deren Lage sich nur umständlich mit Worten angeben läßt, so wäre ihm mit einer flüchtig hingeworfenen, klaren Skizze vorzüglich gedient. Zu solcher schnellen Klarstellung der Lage dient ja auch bekanntlich die militärische Skizze. Sie schnell herstellen zu können, ist das Ziel der Skizzierübungen. Auch die Schule darf, da sie auf das Leben vorbereiten muß, diesen Fall (Skizze als Selbstzweck) nicht vernachlässigen. Die Scheu vor solchem Skizzieren ist stets ein Zeichen unklarer Lagevorstellungen.

Was solche Skizze — oft als Faustskizze bezeichnet — ganz besonders kennzeichnet, ist ihre Einfachheit: sie besteht nur aus wenigen Linien und vernachlässigt bewusst Wichtiges, was wohl in der Nähe der dargestellten Objekte, aber nicht in der Absicht der Skizze liegt. Nun hat sich aber seit längerer Zeit eine andere, nicht immer ganz einfache Skizze in den erdkundlichen Schulbetrieb eingeschlichen: die Umrißkarte (Küsten- und Flußkarte) oder — noch weiter ausgebaut — die stumme Mattkarte (mit dem gesamten Werkstoff). In der Regel kann man vom Schüler nicht verlangen, daß er solche Gesamtskizze ohne Hilfe zeichne, und Fehler, die er bei solchem Versuche macht, wird man ihm nicht allzu schlimm anrechnen dürfen. Soll man deshalb auf sie verzichten? Solche Skizze ist nicht Selbstzweck, aber ein willkommenes Mittel zu einem anderen Zweck, nämlich eine Grundlage zum Eintragen von Namen zum Zwecke des Einprägens zu bieten, oder, falls das bereits geschehen ist, und die Namen eingeübt sind, eine das gleiche Gebiet darstellende Leerkarte zum Prüfen zu benutzen. Als Riesenleerkarte benutzten wir früher die Wandkarte, die für den in der Bank sitzenden Schüler im großen und ganzen eine stumme Karte ist. In fröhlichen Zeigeübungen prüften wir die Werkstoffe und glitten, wenn doch allzuwieses noch nicht „saß“, unbemerkt in zeitraubende Einprägübungen ab. Aus beabsichtigten Stichproben wurden ungewollte Übungen, die gewöhnlich die Zeit für die Neudurchnahme empfindlich beschnitten.

Die Mattkarte gibt uns willkommene Gelegenheit, die Namenübungen dem häuslichen Fleiß zu überlassen und die Stichproben in Gestalt eines flüchtigen Einbildes ins Skizzenheft vorzunehmen.

Für beide Formen, die Faustskizze und die Umrißskizze, empfiehlt sich die Schablone aus Papp e fast noch mehr, als die Linoleumplatte, weil sie den Hersteller weit mehr als die Linoleumplatte davor bewahrt, seine Arbeit in Feinheiten ausarten zu lassen. Darum steht sie auch dem rüstigen Fortschritt des Unterrichts nicht in dem Maße im Wege wie gegebenenfalls die Linoleumplatte, deren saubere Anfertigung Wochen in Anspruch nehmen kann. Von den Schablonen mit wenigen Linien lassen sich viele in einer Stunde anfertigen. Ja bis auf die Zeichnung kann man sie von einigen geschickten Schülern herstellen und in die Skizzenhefte übertragen lassen: sie stanzen die Linien mit einem scharfen Schraubenzieher aus, sammeln die Skizzenhefte aller Schüler ein und bringen durch die Schliße das Gerippe in kurzer Zeit auf das Papier. Beim Ausstanzen lassen sie, damit die ganze Platte ihren Halt behält, Stege stehen. Die Lage dieser Stege wird man ihnen anfangs auf der Zeichnung angeben, später entscheiden sie ohne Schwierigkeit selbst, und ein aus Versetzen weggeschnittener Steg läßt sich nachträglich durch Überkleben eines Querstreifens leicht einfügen.

Es wäre nun zu erörtern, ob auch die Faustskizzen solcher Hilfe durch Schablonen bedürfen und wie weit sich die Schablonen dem Bedürfnis nach Mattkarten anpassen.

Eine Skizze einfach aus der Faust, d. h. aus dem Stegreif herzustellen, ist selbst im einfachsten Falle nicht leicht für solche, die über ein schlechtes Augenmaß verfügen. Auswahl und Maßstab spielen dem Zeichner oft einen Streich. Selbstverständlich muß jede Skizze die ihr zur Verfügung stehende Zeichenfläche ausnützen. Die Skizze vom Karst ist ein vortreffliches Beispiel dafür, wieviel in dieser Beziehung gesündigt wird. Absichtlich wähle ich den Karst und Istrien, ein — wie ich es nennen möchte — Raftland. Im Weltkrieg ist bei der Artillerie die Bezeichnung „Raftzug“ für zwei Geschütze geprägt worden, die den Feindabschnitt zwischen zwei deutschen Divisionen zu bestreichen hatten. Das geschah aus dem Gefühl heraus, daß solche Stellen gewöhnlich vernachlässigt werden. In diesem Sinne gibt es auch in der Länderkunde so manche Raftländer, die bei dem einen oder anderen Nachbarland behandelt werden, ohne daß man ihrer Zwischennatur gerecht wird. Es soll damit nicht gesagt sein, daß mit der Sonderbehandlung nun auch die Zahl der Namen vermehrt werden müßte. Unnötige Belastung mit Namen muß stets vermieden werden. Aber die Zwischennatur ist doch das geographisch Typische solcher Länder und damit ein Gesicht-

punkt zur Erfassung des Wesentlichen, der im Rahmen größerer Einheiten meist vernachlässigt wird oder störend wirkt.

Auf unseren Atlanten hat der Karst mit Istrien nur Briefmarkenformat. In den Skizzenheften der Schüler nimmt er daher meist nur die winzige Mitte des großen Dinformats ein, selbst, wenn man vorher ausdrücklich auf diesen Fehler hingewiesen hat. Fängt der Zeichner wirklich aber in einer Ecke an, so werden die Längenverhältnisse so verzerrt, daß es besser wäre, dieses Urbild prägte sich nicht in das Gedächtnis ein.

Verschiedene Hilfsmittel sind in den methodischen Büchern angegeben worden, um solche Verzerrungen zu vermeiden. Gradnetz, die der Schüler selbst entwerfen soll, empfindet man heute wohl allgemein als zu starke Inanspruchnahme des Schülers, wie auch als Belastung des Gesamtbildes auf Kosten der Übersichtlichkeit. Das Wissen um einige wichtige Gradnetzlinien ist gewiß etwas an sich Wertvolles, aber wenige Gradnetzlinien unterstützen auch das Augenmaß nur wenig. Andere wenige einfache Figuren an Stelle der vielen Gradnetzmaschen bieten sich nicht immer an wie im Falle Afrikas (Nordafrika = Viereck, Südafrika = Dreieck). Harms schlug zur Unterstützung des Augenmaßes das Normalmaß, den 50- bzw. 100 km-Stab vor, ließ ihn schon vor der Eintragung der Skizze einzeichnen, zwecks Nichtverwechslung mit Skizzenlinien als „Stab“ durch Doppellinien kennzeichnen und nach der Fertigstellung der Arbeit nicht durch Begrabieren wieder entfernen. Er sah in ihm mit Recht etwas des Merksens Würdiges, und dieses Verfahren hat — nicht zuletzt wegen der geringen zeichnerischen Mehrarbeit, die das Hilfsmittel verlangt — wohl vor vielen anderen die größten Vorteile. Wenn es sich trotzdem nicht allgemein durchgesetzt hat, so wohl deshalb, weil mit der Fülle der Skizzen sich die Zahl der zu merkenden Stäbe so häuft, daß man sie im Gedächtnis durcheinander wirft. Immerhin hat Harms' bekannte Skizze vom Main etwas Bestechendes. Zur Vermeidung von Verzerrungen trägt der Normalstab wohl bei, nicht aber zur Erleichterung der Auswahl.

Manche Lehrer sind der Ansicht, schon das Auswählen der zu zeichnenden Linien könne dem Schüler nicht allein überlassen werden und müsse gleichzeitig mit dem Einzeichnen von Lehrer und Schüler gemeinsam geschehen. Sie zeichnen an der Wandtafel vor, die Schüler zeichnen schrittweise im Heft nach. Um Zeit zu sparen, verbinden sie dieses Skizzieren mit der Neudurchnahme.

Daß die Auswahl dem kleinen Schüler oft große Schwierigkeiten bereitet, ist richtig. So sah ich einmal, daß ein Quintaner der oberen Rhône von der Quelle bis zum ersten Knie 13 Nebenflüsse gab, auf die Spezialkarte im Diercke verwies und Anerkennung seines Fleißes erwartete. Mithilfe des Lehrers ist also zweifellos notwendig. Wie aber muß sie sich auswirken, ohne den Schüler zu stark zu gängeln?

Das Tollste, was man sich in dieser Beziehung erlauben kann, steht in einer großen Erdkunde-methodik. Am Beispiel der Pyrenäenhalbinsel wird dort gezeigt, wie der Lehrer die Klasse zum Skizzieren anleiten soll, damit die größten Verzerrungen vermieden werden. Ich zitiere aus dem Gedächtnis, kann daher den Wortlaut nicht verbürgen und beschränke mich auf wenige Sätze, die aber zur Urteilsbildung ausreichen. „Setze den Bleistift auf das Zeichenblatt und zwar etwa 10 cm vom linken und 4 cm vom unteren Rande! Ziehe einen Strich schräg nach links unten! Schreibe heran: Kastilisches Scheidegebirge usw.“ So soll schließlich eine Skizze der Pyrenäenhalbinsel entstehen, die Lehrer und Schüler gemeinsam „erarbeiten“. Da Zentimeter und Namen kommandiert werden, soll der Schüler offenbar den Atlas nicht benutzen. Es erübrigt sich, über dieses Verfahren viel zu sagen. Für jeden denkenden Lehrer ist der Atlas die Quelle, der der Schüler die Namen und sonstigen Zutaten zu dem ihm gegebenen Gerippe erster Hilfslinien entnimmt.

Im Grunde genommen ist das stumpfsinnige Vorzeichnen an der Wandtafel ohne Zentimeterangaben nicht viel besser. Vor allem rauben beide Verfahren der Erdkundestunde Zeit zur erdkundlichen Vertiefung in die Karte. Solcher Unterricht kommt nicht von der Stelle. Wird dieses Skizzieren mit der Neudurchnahme verbunden, so ist das die uralte sogenannte konstruktive Methode, die immer schon — und zwar mit gutem Recht — verrufen war. Im Hinblick auf sie kann man mit einiger Übertreibung sagen: „Fort mit dem Skizzieren aus der Lehrstunde! Skizzieren nur zu Hause, und zwar recht viel!“ Selbstverständlich wird diese oder jene Einzelheit auch einmal an der Wandtafel durch eine Skizze klar gestellt; Nachzeichnen durch die Schüler wird kaum erforderlich sein.

Wie steht es aber mit den Zeichenhilfen, deren der Schüler so nötig bedarf?

Dreierlei Hilfen sind notwendig. Erstens muß er zur Ausnutzung des Dinformats angehalten werden, d. h. es muß ihm die Größe der Skizze aufgezwungen werden. Wenn das durch Darbietung von Umrisslinien geschieht, sind große Verzerrungen nicht mehr zu erwarten. Der Karst kam von bestenfalls 1:2250000 (Diercke) auf 1:800000 im Dinformat vergrößert

werden. Bei der geringen Anzahl der Eintragungen kann man hier mit einer „Außenschablone“ auskommen, d. h. das Adriatische Meer und alles, was westlich vom Nonzo und nordöstlich von der Sau liegt, kann weggeschnitten werden. Am rechten Rande wird man von der Sau am 15. Meridian gerade nach Süden gehen und diese gerade Kante zum Anlegen an den Seitenrand des Hefes beim Einzeichnen benutzen. Solche Außenschablonen lassen sich bedeutend schneller durchzeichnen, als man einen Vinoleumschnitt drucken kann.

Zweitens muß der Schüler an der Überladung der Skizze gehindert werden. Das Mittel dazu ist der Unterricht selber. Was an Namen gemerkt werden soll, wird sofort notiert, nachdem es auf Grund des Atlas erarbeitet ist. Im Skizzenheft erscheinen die Namen zweimal, zunächst auf der einen Seite, die von der Skizze frei bleibt, ferner auf der gegenüberliegenden Seite in der Skizze. Auf der Textseite stehen sie im logischen Zusammenhange des Unterrichts, der stichwortmäßig eingetragen wird. Damit ist das Heft kein Skizzenheft allein, sondern ein Stichwort- und Skizzenheft, wie es auf Seite 112 von „Erziehung und Unterricht“ verlangt wird und geeignet ist, im Gegensatz zum Unpersönlichen des Lehrbuches die persönliche Note des Unterrichts zu zeigen. In dieser Beziehung hat der erdkundliche Unterricht in dem „Los-vom-Buch-Bestreben“ viel vor dem biologischen Unterricht voraus, für den ein ähnliches ins Persönliche gehende Verfahren auch das „Kleben am Buch“ einschränken könnte, aber in den Vorschriften nicht ausdrücklich genannt ist.

Die dritte Hilfe, die dem Schüler zu geben wäre, betrifft die Sauberkeit der Ausführung. Eine Alpen-skizze einfach mit strohartig durcheinander liegenden Strichen zu versehen, ist vielfach Schülersitte, aber als Unsitte schärfstens zu bekämpfen. Auch dürfen mit kurzen blauen Strichen versehene Küsten nicht wie mit struppigen Haaren besetzt erscheinen. Diese Gründe führen die den Standpunkt des fortwährenden Vorzeichnens vertretenden Erdkundeführer für ihr Verfahren ins Feld. Das Ziel, durch Vorbilder zu wirken, läßt sich aber einfacher durch eine einzige große Wandskizze erreichen. Diese gleichfalls nach dem Grundsatz „Kampf dem Verderb“ auf die Rückseite einer „Parole der Woche“ gezeichnete Wandskizze wird, wenn die Sorgfalt einiger Schüler nachläßt, aufgehängt.

Im Gegensatz zu den Außenschablonen haben die „Innenschablonen“ ihre natürlichen Dinformatränder. Innerhalb dieser bringen sie die Zeichnung als längere oder kürzere Schlitze mit Stegen. Das Ausstanzen erfordert nicht viel Mühe. Sorgfältig muß zwischen Flüssen und Eisenbahnen unterschieden werden. Bei Eisenbahnen wird man die Schlitze kurz halten (jeder Schlitze ist ein Doppelschitz mit dem Schraubenzieher), damit die Zeichnung als geriffene Linie erscheint. Bringt die Karte nicht viel von der betreffenden Eisenbahn, aber einen wichtigen Tunnel (Simplon- bzw. Gotthardtunnel), so wird man nur diesen mit kurzen Schlitzen darstellen und die Eintragung der Bahnstrecke außerhalb des Tunnels ins Skizzenheft den Schülern überlassen, falls man nicht überhaupt nur Flüsse ausstanzen will, an denen die Schüler genügend Anhalt für das Einzeichnen der Bahnlinie haben. Mit der Unterscheidung von langschlitzenigen Fluß- und kurzschlitzenigen Bahnlinien in der Schablone soll nicht gesagt sein, daß die Schüler bei der Ausführung der Zeichnung auch gerade diese Darstellung wählen müßten. Aber für die notwendige Unterscheidung auf der Schablone dürften diese Darstellungen am bequemsten sein. Grenzen auszustanzen erübrigt sich, da Fluß- und Bahnlinien für die Eintragung von Grenzen genügend Anhalt bieten.

Mehr noch als der Vinoleumschnitt zwingt die Schablone zum Generalisieren. Mit der Vinoleumschneidfeder lassen sich erstaunlich viele Einzelheiten darstellen; der Schraubenzieher arbeitet großzügiger. Dadurch erhalten die Linien angenehme Formen. Die gröbere Arbeitsweise des Schraubenziehers zwingt den Stanzer zum Verzicht auf viele Einzelheiten, die der Schüler selbständig nachholen muß. Vollständige Mattkarten wie mit der Vinoleumplatte lassen sich mit der Schablone nicht herstellen. Dafür reizen die Schablonen durch ihre leichte Herstellung zur vielfältigen Anwendung. So konnte ich z. B. zur Behandlung der Alpen in der 2. Klasse in kürzester Frist folgende Schablonen herstellen lassen:

- |  |  |
|--|--|
| 1. Alpenkrebs (Umriss des gesamten Alpenkörpers) | 10. Zwischen Rhein und Gtsch (Splügen, Davos, St. Moritz, Stiller Joch und Ortler) |
| 2. Südwestalpen                                  | 11. Boden- und Züricher See  |
| 3. Westalpen                                     | 12. Schwäbisch-bairische Hochebene   |
| 4. Vierwaldstätter See                           | 13. Ostalpen   |
| 5. St. Gotthard als Wegespinne                   | 14. Brenner-Gtschtal-Furche und Dolomiten  |
| 6. Berner Oberland und Walliser Alpen            | 15. Salzburger Alpen und Hohe Tauern   |
| 7. Berner Oberland von Interlaken aus            | 16. Berchtesgaden, Königsee und Watzmann   |
| 8. Zwischen Bodensee und Inn (Überblick)         | 17. Oberösterreichische Donautalung.   |
| 9. Zugspitze, Karwendel, Garmisch und Innsbruck  |  |

Wie die Aufstellung erkennen läßt, wechseln dabei Übersichtsskizzen mit Spezialskizzen; letztere sollen dem Schüler Gelegenheit geben, die wenigen wissenswerten Namen, die er beim Vorzeigen von Ansichtskarten im Lichtbildapparat kennen lernt, einzutragen. Nach meiner Überzeugung sind langatmige Schilderungen im Unterricht der Tod eines auch nur bescheidenen Namenswissens. Der alte Satz „der Lehrer muß gut schildern können“ sollte endlich berichtigt werden. Nicht schildern, sondern sparsam und wohlüberlegt bebildern — das muß er können. Und beim Bebildern auch fleißig einiges Wenige unvergeßlich einhämmern, besser gesagt: durch viel häusliches Skizzieren von den Schülern spielend und kaum merklich selbst einhämmern lassen! Meine Erfahrungen mit den Schablonen sind bei einem vergleichenden Rückblick auf drei Jahrzehnte Erdkundeunterricht nach manchen anderen Methoden die denkbar besten. Die Schüler sehen jeder neuen Schablone mit Freude entgegen. Es ist ein tägliches Abgeben und Zurückgeben der Skizzenhefte. Aus der Last des Baukens ist eine Lust geworden.

Man sollte die Frage des erdkundlichen Zeichnens nicht so leicht nehmen. Sie ist ein Teil der großen Sorge um Erfolge all unserer Bemühungen im Unterricht. Welchem Lehrer läge die Erfahrung des allzusehnen Zerfalls merkstofflichen Wissens nicht wie eine Last auf dem Gewissen? Jetzt, da die Öffentlichkeit mehr als je auf unsere Schulleistungen sieht, wäre es an der Zeit, diese Fragen neu zu überprüfen.

## ARBEITSTAGUNG DER KREISSACHBEARBEITER FÜR ERDKUNDE DES GAUES THÜRINGEN

IN WEIMAR AM 3. UND 4. MAI 1941

von RUDOLF APLEY

Dank dem Entgegenkommen der Reichswaltung und Gauwaltung des NSWB. war es dem Gauachbearbeiter für Erdkunde Pg. Dr. Martin möglich, sämtliche Kreissachbearbeiter des Gaues Thüringen zu einer Tagung nach Weimar einzuberufen. Pg. Dr. Martin hatte die besondere Freude, zur Eröffnung der Tagung den Reichsachbearbeiter für Erdkunde Pg. Dr. Knieriem, Frankfurt a. d. O., und den Gauwalter des NSWB. i. B. Pg. Gerbeth, Weimar, begrüßen zu können. Ferner waren auf besondere Einladung die Mitglieder der Kommission des Thür. Schulatlas vertreten. Nachdem Pg. Gerbeth die Anwesenden im Namen des NSWB. in Weimar willkommen geheißen hatte, behandelte Pg. Dr. Knieriem einleitend in grundsätzlichen Ausführungen Ziel und Weg der Arbeit des Sachgebietes Erdkunde besonders in der augenblicklichen geschichtlich so großen Zeit. Er betonte, daß die Heimat im Rahmen des Großdeutschen Reiches nach wie vor im Mittelpunkt der Arbeit in den Kreisen stehen muß. Dazu treten vordringlich die Bearbeitung folgender Themen: 1. Die Ausgestaltung Mitteleuropas als deutschen Lebensraum, 2. Europäische Austauschräume als Grundlage einer neuen europäischen Raum- und Lebensordnung unter Führung Deutschlands, 3. Europa und Afrika, insbesondere Afrika als kolonialer Erzeugungsraum Europas oder anders ausgedrückt, Afrika als europäische Aufgabe<sup>1)</sup>.

Im ersten Teil der Tagesordnung erstatteten die Sachbearbeiter der einzelnen Kreise Bericht über ihre Arbeit. Die Berichte zeigten, daß trotz der mannigfachen Schwierigkeiten, die durch den Krieg erwachsen sind, die Arbeit fortgesetzt wurde und zwar konzentrierte sie sich besonders um im Mittelpunkt des Zeitgeschehens stehende geopolitische Probleme, ohne jedoch die Geographie der engeren Heimat zu vernachlässigen. Erfreulich war die Feststellung, daß in einer Reihe von Kreisen eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit dem Geologischen Verein und heimatkundlichen Vereinigungen zu verzeichnen ist.

Als 2. Punkt der Tagesordnung fand die Frage der wirklichkeitsnahen Karte eingehende Behandlung. Dieses Problem erscheint um so wichtiger, als der neue Thüringen-Atlas für die Volksschule von einer besonders dazu eingesetzten Kommission derzeit bearbeitet wird. In einem kurzen Rück- und Ausblick erläuterte einleitend der Reichsachbearbeiter, Pg. Dr. Knieriem, die pädagogisch-methodische Bedeutung der wirklichkeitsnahen Darstellung auf Karten und verband damit einen knappen Bericht über die erfolgreiche Arbeit des Forschungsausschusses für Schulkartographie in den beiden letzten Jahren. Als weitere Referenten waren von der Geographischen Anstalt Justus Perthes in Gotha die Kartographen Pg. Dr. Carlberg und Pg. Dr. Stollt erschienen.

<sup>1)</sup> Siehe Geogr. Anz. 1941, S. 233 f.



Dr. Stollt referierte im Anschluß an die Sitzung des schulkartographischen Ausschusses der Deutschen Kartographischen Gesellschaft in Berlin am 29. April 1941 (siehe Geogr. Anz. 1941, S. 192 f.) über die Raumbildkarte von Stoll-Darmstadt (s. Geogr. Anz. 1941, S. 183 ff.), während Dr. Carlberg eingehend über die Schwierigkeiten der Darstellung des räumlichen Geländes auf dem Kartenblatt sprach. Eine Reihe von Lichtbildern über die verschiedenen Manieren kartographischer Darstellung unterstützten die Ausführungen vorteilhaft. Es wurde vor allem klar, welche mühevollen Kleinarbeit die kartographische Anstalt aufwenden muß, um eine einwandfreie wirklichkeitsnahe Darstellung des Geländes auf der Karte zu erreichen. Die Gründlichkeit, mit der die Kartographen und auch die Kommission für den Thür. Schulatlas das Problem der wirklichkeitsnahen Karte bearbeiten, läßt erhoffen, daß ein günstiges Ergebnis erzielt wird. Die anschließende Aussprache kristallisierte sich um den Begriff „wirklichkeitsnah“. Fasse man den Begriff der Wirklichkeitsnähe so, daß man ein naturgetreues Abbild der Erdoberfläche (aus der Vogelperspektive) darstellen wolle, so sei es wichtig, in der Anpassung der Manier an das Verständnis des Kindes die notwendige Grenze zu finden. Es sei wichtiger, das Kind zum Verständnis der Karte emporzuziehen, als die Darstellung zu weit absinken zu lassen.

Der Abend des ersten Tages brachte einen Vortrag des Direktors der Thür. Staatsarchive Pg. Dr. Flach über die Entwicklung der Stadt Weimar von den Anfängen bis zur Gegenwart. Durch eingehendes Studium alter Urkunden und Stadtpläne und durch eine klare, mit gut ausgewählten Lichtbildern belebte Darstellung verstand es Dr. Flach, seine Zuhörer für siedlungsgeographische Entwicklungen zu interessieren. Dabei beschränkte Dr. Flach seine Ausführungen nicht nur auf Weimar, sondern bezog die übrigen thüringischen Städte in bezug auf ihr Wachstum mit in seine Untersuchungen ein. Es ergab sich dabei die auffallende Tatsache, daß die thüringischen Städte noch bis zum 19. Jahrhundert nicht wesentlich über den mittelalterlichen Stadtkern hinausgewachsen sind.

Den ersten arbeitsreichen Tag beschloß ein kameradschaftliches Zusammensein in der Weimarahalle.

Am Sonntagmorgen führte Pg. Dr. Schirmer die Tagungsteilnehmer durch das Museum für Urgeschichte, dessen reichhaltige, einzigartige Sammlung die Früh- und Vorgeschichte der Weimarer Landschaft und ihrer Menschen lebendig werden ließ. Die Führung war eine glückliche Ergänzung zu den Ausführungen Dr. Flachs am Vorabend. Dr. Schirmer hob in seinen ausgezeichneten Erläuterungen hervor, daß der Ablauf des jetzigen großen Zeitgeschehens nicht nur aus den letzten zwei Jahrtausenden deutscher Geschichte zu verstehen sei, sondern daß man weiter in die Früh- und Vorgeschichte zurückgreifen müsse und daß diese daher einen wesentlich breiteren Raum in den geschichtlichen und geographischen Lehrbüchern finden müsse, denn aus dem deutschen Lebensraum heraus sei die Krisierung der Menschheit vor sich gegangen.

Ihren Abschluß fand die Tagung mit einem Vortrag des Pg. Dr. Kühn vom Wehrpolitischen Institut der Universität Berlin. Dr. Kühn gab zuerst eine klare Definition der Wehrgeographie: Sie erforscht und lehrt die Bedeutung der geographischen Erscheinungen für die Entwicklung von Volk und Staat in Krieg und Frieden und für die Sicherung und Erweiterung des deutschen Lebensraumes.

Methodisch sind dabei Gesichtspunkte, wie Lage, Überwiegen der militärischen und politischen Kategorien, Grundsätze der Wertung und Wandlung des Wertes in der Zeit, und Ansatzpunkte, wie Raumlagen, Grenzen usw., zu unterscheiden. Gut ausgewählte Lichtbilder unterstützten den inhaltsreichen Vortrag. In der anschließenden Diskussion stand die Behandlung wehrpolitischer Fragen im Unterricht im Mittelpunkt.

Abschließend dankte Gaufachbearbeiter Dr. Martin noch einmal sämtlichen Vortragenden für ihre ausgezeichneten Darbietungen und den Tagungsteilnehmern für ihre Mitarbeit. Besondere Anerkennung verdient auch die organisatorische Arbeit des Pg. Dr. König, Weimar, der für eine ausgezeichnete Unterkunft im Haus „Elephant“ gesorgt hatte.

Mit dem Gruß an den Führer, dem wir jegliche erspriessliche Arbeit zu danken haben, fand die Tagung ihren Abschluß. Die Kreisfachbearbeiter können nun in ihrem Wirkungsbereich die empfangenen Anregungen und Kenntnisse weitergeben zur Befruchtung der Arbeit in unserer deutschen Schule.

#### BERICHTIGUNG

Im Aufsatz von Joachim Blüthgen über „Dänische Beiträge zur Vorgeschichtsforschung“ ist verkehrt die Verfasserkorrektur nicht berücksichtigt worden. Heft 7/8, Seite 143, Zeile 9 von oben lies: Die pollenanalytische Einordnung . . . ; — Seite 146, Zeile 24 von unten: Höhe statt Höhe.

## MITTEILUNGEN DES REICHSSACHBEARBEITERS FÜR ERDKUNDE

1. Der verwaltungstechnische Aufbau des Großdeutschen Reiches sieht so aus:
  - a) Preußen mit 11 Provinzen
  - b) 13 Länder (Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Mecklenburg, Thüringen, Oldenburg, Anhalt, Braunschweig, Lippe und Hamburg)
  - c) 10 Reichsgaue in vier verschiedenen Formen (Wien, Tirol, Salzburg, Kärnten, Steiermark, Ober- und Niederdonau, Sudetenland, Wartheland und Danzig-Westpreußen)
  - d) reichsunmittelbare Hansestadt Hamburg
  - e) Reichskommissariat Saarpfalz
  - f) Protektorat Böhmen und Mähren
  - g) Nebenland Generalgouvernement.
2. Der „Reichsgedanke“ als Unterrichtsthema kann außer in der Geschichte und Biologie besonders in der Geographie gepflegt werden. Dabei ist zu beachten, daß die Erziehung zum großdeutschen Denken als Grundforderung der politischen Willensbildung im Vordergrund stehen muß.
3. Wichtige Angaben über Kroatien:
  - a) Errichtung der Banschaft Kroatien im August 1939 mit 66400 qkm und 4,33 Mill. Einwohnern
  - b) Gesamtzahl der Kroaten 7,5 Mill., davon 5,2 Mill. im ehemaligen Jugoslawien und 2,3 Mill. im Ausland, davon über 1 Mill. in USA
  - c) das Bauernland Kroatien: 75—80 vH der Kroaten leben von der Landwirtschaft; landwirtschaftliche Nutzfläche 3,9 Mill. ha, davon Ackerbau 1,8 Mill. ha, Weiden 1,38 Mill. ha, Wiesen 527000 ha, Obst und Weinberge rd. 200000 ha; Viehbestand (1938): 1,2 Mill. Rinder, 2 Mill. Schafe, 390000 Pferde, 840000 Schweine und 280000 Ziegen
  - d) Wirtschaft: Baumlager längs der dalmatinischen Küste; Eisenerze (2 Hüttenwerke, Cantran und Loguska); Erdöl; 22 Lederfabriken; Gerbmittelindustrie
  - e) Industriestandorte: Agram, Dsijek, Barasdin, Susak und Split.
4. Mit der Aprilnummer erscheinen Petermanns Mitteilungen erweitert durch eine Beilage „Kartographie“, die von Prof. Dr. Hermann Haack und Dr. Berthold Carlberg bearbeitet werden.
5. Der Herr Reichsminister des Innern hat, um neben die Kartenwerke auch eine eingehende Landesbeschreibung treten zu lassen, die Errichtung einer Abteilung für Landeskunde im Reichsamt für Landeskunde angeordnet. Als Leiter der Abteilung ist der Sekretär der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, Universitätsdozent Dr. Emil Meynen, bestellt worden.
6. In den „Nachrichten aus dem Reichsvermessungsdienst“ (Heft 2, 1941) veröffentlicht Vermessungsinspektor H. Basse einen Aufsatz „Der Kartendruck“, dessen Lektüre sehr zu empfehlen ist. Der Aufsatz erläutert die wichtigsten Arbeitsverfahren und stellt ihre hauptsächlichsten Zusammenhänge heraus; es sind 15 Abbildungen beigegeben.
7. Der Gaufachbearbeiter für Thüringen, Pg. Dr. Martin, hat die Kreisfachbearbeiter für Erdkunde zu einer Arbeitstagung am 3. und 4. Mai nach Weimar zusammengerufen. (Vgl. den Bericht von R. Apley, S. 230f.).
8. Der Gaufachbearbeiter des Gauess Moselland, Pg. A. Brill, berichtet u. a. folgendes: „Im letzten Jahre wurde trotz der Kriegsverhältnisse die Bearbeitung der wirtschaftsgeographischen Verhältnisse unseres Heimatgauess fortgeführt. Die Kreiswirtschaftskarten sind nunmehr für elf Kreise fertiggestellt und jeder Schule zugewiesen worden. Die Fertigstellung der Karten für die anderen Kreise ist in vollem Gange. Zu diesen Karten erscheinen nun die Erläuterungen. Zunächst werden Vesebogen bearbeitet, die für das vierte Schuljahr bestimmt sind, diese werden mit Betriebsaufnahmen, Zeichnungen über den Produktionsgang und graphische Darstellungen versehen. Eine Gesamtdarstellung der Wirtschaftsstruktur des Gauess wird später an Hand der Erläuterungen zu den Kreis-karten folgen. Um heute schon den Lehrern einen Überblick über das Wirtschaftsgefüge unseres Gauess zu geben, habe ich eine Stoffverteilung für den Erdkundeunterricht für die Oberstufe ausgearbeitet mit ausführlicher Angabe der Standorte der einzelnen Wirtschaftsbetriebe unseres Gauess.“
9. Der Gaufachbearbeiter des Gauess Ausland, Pg. Dr. Loos, ist mit der Überprüfung der Lehrbücher für Erdkunde, die zum Unterricht an den höheren Schulen zugelassen sind, beschäftigt. Er schreibt darüber u. a.:

„Anlaß zu dieser Arbeit gab die Tatsache, die bei Besprechungen über die Lehrbuchfrage in den letzten „Deutschlandlagern der Auslandslehrer“ immer wieder bestätigt wurde, daß wohl jedem

draußen tätigen Berufskameraden die Darstellung seines Gastlandes in den gebräuchlichen Unterrichtswerken Anlaß zur Kritik gibt. Es finden sich falsche Zahlen, falsche bzw. ungebrauchliche und veraltete Namen usw. Solche Fehler sind nicht geeignet, das Vertrauen der ausländischen Schüler (und Eltern) zu dem Lehrbuch zu stärken. Mit der Beschränkung der Lehrbuchherzeugung auf vier Unterrichtswerke erschien es möglich, diese Mißstände ohne allzu große Schwierigkeiten durch die Mitarbeit der aktiven Auslandslehrer zu beheben. Ich wandte mich also an die Verlage mit der Bitte um Überlassung der erforderlichen Prüfstücke bzw. Korrekturbogen. ... Ende 1940 gingen die Prüfstücke für die europäischen Länder hinaus und seit März 1941 laufen die durchgesehenen zurück. Zum Teil wird das Ergebnis schon in den Neuauflagen 1941 (mit Ausnahme des Verlages Diesterweg) zu bemerken sein. Schon jetzt läßt sich sagen, daß die Durchsicht in einigen Fällen sehr nötig, in allen erwünscht war. Es ist beabsichtigt, diese Überprüfungen auch auf die überseeischen Länder auszudehnen, soweit in diesen deutsche Schulen sind. Ferner sollen die Atlanten in die Arbeit einbezogen werden."

10. Der Gaufachbearbeiter des Gauess Düsseldorf, Pg. Dr. Karl Galfar, hat nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienst die Arbeit wieder aufgenommen. Die Ergebnisse im Hinblick auf das Sachgebiet Erdkunde bei dem Wettbewerb „Seefahrt ist not“ sind erfreulich.
11. In einem Aufsatz „Vollstetige Neugliederung im Osttraum“ (Heft 1, 1941 der Zeitschrift „Volk und Rasse“, Lehmann, München) gibt S. Harnsen genaue Daten und Zahlenangaben über die einzelnen Umsiedlungsverträge und die Bevölkerungsverhältnisse in den einzelnen politischen Räumen. Fr. Kneriem

## AFRIKA ALS EUROPÄISCHE AUFGABE

Die kommende Neuordnung Europas kann nur erfolgreich durchgeführt werden in Verbindung mit einer wirtschaftlichen Neuordnung der gesamten Erde. Ich habe bereits an anderer Stelle (Geographischer Anzeiger 1941, S. 186) einige Zahlen für Großwirtschaftsräume angegeben, unter denen sich auch der Großwirtschaftsraum Europa-Afrika neben den Großwirtschaftsräumen der Sowjetunion, Asien (ohne Sowjetunion und britische Besitzungen) und Amerika (ohne britische Besitzungen) befindet. Das politische, koloniale und wirtschaftliche Schicksal der letzten Jahre weist immer wieder auf die Bedeutung Afrikas für Europa und die Aufgaben, die dem Weißen heute und in der Zukunft in Afrika gestellt sind, hin. Alle diese Hinweise können auf die Neben des Führers und seiner engsten Mitarbeiter zurückgeführt werden. Es ist deshalb wichtig, daß sich nicht nur der politische Redner, der Kolonialmann, der Wirtschaftler, sondern vor allen Dingen auch der Erzieher mit diesen Fragen eingehend beschäftigt.

Im Zusammenhang damit möchte ich in den folgenden Zeilen auf eine Neuerscheinung<sup>1)</sup> hinweisen, die allen genannten Kreisen, besonders aber dem Lehrer an allen Schulgattungen wertvolles Rüstzeug in die Hand gibt. Zunächst ganz kurz die Gliederung des Werkes: I. Die natürliche Umwelt (S. 11—17), II. Die Menschen (S. 19—46), III. Afrika und die Fremden (S. 47—87), IV. Was sucht Europa in Afrika? (S. 88—100), V. Afrika und die Wissenschaft (S. 101 bis 121), VI. Regierung und Verwaltung (S. 122 bis 150), VII. Das wirtschaftliche Leben (S. 151—83), VIII. Der europäische Siedler (S. 184—94), IX. Die Erfüllung der Aufgabe (S. 195—207), X. Die Erziehung der Eingeborenen (S. 208—28), XI. Was sagt der Afrikaner? (S. 229—46), XII. Die deutsche Aufgabe in Afrika (S. 247—56).

<sup>1)</sup> „Afrika als europäische Aufgabe“ von Dietrich Westermann (267 S. m. 7 Kartenst.; Berlin 1941, Deutscher Verlag; geb. RM. 6.60).

Zur Vollständigkeit sei noch hinzugefügt, daß wertvolle Kartenstücken (Vegetation, Rassen, Sprachen, Bevölkerungsdichte, Wirtschaftsformen, europäischer Landbesitz [Punktmethode], politische Übersicht) den Text anschaulich durchsetzen. Eine Übersicht über die Bevölkerung Afrikas, ein Personen- und Sachverzeichnis sind beigegeben.

Es ist richtig, daß zunächst einmal in einer knappen geschichtlichen Schau die Mächte aufgezeigt werden, die früher für die Gestaltung Afrikas verantwortlich waren. Ein deutlicher Schnitt beginnt dann in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, seit Afrika immer schneller zu einem kolonialen Erdteil europäischer Mächte umgestaltet worden ist. Die einzelnen Abschnitte geben uns über die Versuche und Erfolge der europäischen Kolonialverwaltung Aufschluß. Sie sagen uns auch, warum Europa hier in Afrika so fest Fuß zu fassen versuchte. Eine Menge von Problemen wird durch die Besitzergreifung und die, immer stärker sich ausbreitende Verwaltung afrikanischer Landräume in den Vordergrund gerückt, über die uns das Buch sachlich und auch politisch gesehen gut unterrichtet. Ich nenne hier nur einige Fragen, die eingehend besprochen werden: Die direkte Verwaltung in französischen Kolonien, das belgische System, die Zentralverwaltung in den englischen Kolonien, die Verwaltungsmethoden Italiens und Portugals. Außerdem erfahren wir wichtige Aufschlüsse über die Landfrage, über die Zwangsarbeit, über die gesundheitliche Förderung der Bevölkerung und ausgiebig auch etwas über die Erziehung der Eingeborenen, wie sie von den verschiedenen Kolonialmächten angesehen und auch durchgeführt worden ist. Für die allgemeine Schulung und insbesondere auch für die Behandlung auf den höheren und Hochschulen eignet sich vorzüglich der Inhalt des Abschnittes „Was sagt der Afrikaner?“, denn in diesem Abschnitt werden uns nicht nur die alte afrikanische Kultur und ihre Beharrungskräfte geschildert, sondern hier erfahren wir auch, mit welcher Tiefe und Schnelligkeit das einheimische Volkstum zugrunde geht, außerdem, daß auf allen Lebensgebieten des Eingeborenen tiefe Wandlungen sich vollzogen haben. Darfbar sind wir auch dem Verfasser, daß er uns zeigt, daß die

moderne wirtschaftliche Erschließung Afrikas vorbereitet wurde durch die wissenschaftliche Erforschung des Erdteils, die unter „unerhörten persönlichen Anstrengungen und Opfern geschah. An ihr sind Männer verschiedener Nationen ehrenvoll beteiligt. Die größte Zahl und die Höchstleistungen stellten Deutschland und Großbritannien und als Fürsten der Afrikaforschung stehen allen anderen voran der Deutsche Heinrich Barth und der Schotte David Livingstone. Beide stehen auch in ihren Werken als lebensvolle Persönlichkeiten vor uns.“

Das Wichtigste für die Zukunft bringt der Schlußabschnitt „Die deutsche Aufgabe in Afrika“, der eingeleitet wird mit den Worten: „Wir stehen unmittelbar vor einer Neuordnung in Afrika“. Es ist wichtig, daß der Verfasser darauf hinweist, daß der Neuaufbau in der Verwertung der früheren Erfahrungen und Arbeiten vor sich gehen muß und daß wir nicht einfach da wieder anfangen können, wo wir im Jahre 1918 aufgehört haben. Und zwar schon deshalb nicht, weil ja Afrika auch in dieser Zeit nicht stillgestanden hat, in der in Europa ein Adolf Hitler mit dem Großdeutschen Reich und dem deutschen Volk in engster Kameradschaft mit Italien und seinem Duce, mit Japan und den übrigen Mächten des Dreierpakttes eine neue Weltepoch beginnt. An der Lösung der deutschen Aufgabe in Afrika werden viele Kräfte aktiv beteiligt werden müssen, selbstverständlich auch die deutsche Wissenschaft. „Wir brauchen Afrika in erster Linie als Rohstoffquelle und Absatzgebiet, und wir werden damit die wirtschaftliche Unabhängigkeit erlangen, die für ein großes Volk eine selbstverständliche Forderung ist . . . Es ist eine vielseitige und tiefgreifende Verantwortung, die wir mit unserem neuen Kolonialbeiß<sup>2)</sup> übernehmen. Wenn wir sie angreifen mit dem Schwung und der Hingabe, die uns immer wieder großgemacht haben und besonders das neue Deutschland unter Führung Adolf Hitlers kennzeichnen, so wird unsere koloniale Arbeit nicht nur dem Mutterland Früchte tragen, sondern auch den eingeborenen Völkern zugute kommen und eine neue gegenreiche Ordnung auch für Afrika bringen.“ Mit diesen Worten schließt das Werk, mit dessen Herausgabe sich die Weltpolitische Bücherei, geleitet von Reichsamtseiter Georg Leibbrandt und Professor Egmont Bechlin, ein großes Verdienst erworben hat.

Fr. Krieterm

<sup>2)</sup> Die Frage der Verantwortung ist deshalb so außerordentlich wichtig, weil sich unsere künftige Aufgabe in Afrika nicht auf die bisherigen deutschen Kolonien beschränken wird (S. 249).

## GEOGRAPHISCHE NACHRICHTEN

(Regler Bericht i. Geogr. Anz., Heft 5/6, S. 110 ff.)

### I. PERSÖNLICHES

**Übertragen:** dem ao. Prof. Dr. Theodor Schlotka unter Ernennung zum o. Prof. in der Naturwiss. Fak. der Deutschen Universität in Prag der Lehrstuhl für Geophysik;

dem ao. Prof. Dr. Arthur Wagner unter Ernennung zum o. Prof. in der Naturwiss. Fak. der Universität Innsbruck der Lehrstuhl für Meteorologie.

**Ernannt:** Der Dozent für Geographie an der Universität Marburg Dr. Kurt Düring zum außerplanmäßigen Professor;

Prof. Dr. Walter Geisler (Machen) zum o. Prof. für Geographie und Direktor des Geogr. Instituts a. d. Universität Posen mit Wirkung vom 1. April 1941;

Prof. Dr. Albrecht Haushofer zum korresp. Mitglied der Finnischen Geogr. Gesellschaft;

Prof. Dr. Fritz Jaeger zum korresp. Mitglied der Geogr. Gesellschaft zu Hannover;

der o. Prof. für Geographie an der Universität München Dr. Fritz Machatschek zum Ehrensenator der Universität Wien;

der Bezirksgeologe Dr. habil. Wolfgang Schott zum Dozenten für Geologie an der Universität Göttingen;

der Prof. für Bodenkunde Dr. Friedrich Schucht zum Ehrenmitglied der Deutschen Geologischen Gesellschaft;

Prof. Dr. Franz Thermer (Hamburg), der Geologe Prof. Dr. Franz Heritsch (Graz) und der Anthropologe Prof. Dr. Hans Weinert (Kiel) zu Mitgliedern der Kaiser. Leopoldinisch Carolinischen Akademie der Naturforscher in Halle.

**Beauftragt:** Dozent Dr. Günther von Geldern-Crispendorf (E. O. Breslau) mit der Vertretung des Lehrstuhls für Geographie an der Technischen Hochschule Aachen.

**Abgeordnet:** der außerplanmäßige Prof. an der Universität Köln Dr. Theodor Kraus als Gastprofessor für Geographie an der Universität Lüttich seit Winter-Semester 1940/41.

**Ehrungen:** der Führer verlieh dem Rassenforscher Dr. Hans F. K. Günther (Freiburg i. Br.) zur Vollendung seines 50. Lebensjahres die Goethemedaille für Kunst und Wissenschaft.

**Es feierten:** den 60. Geburtstag der Direktor des Leipziger Völkerkundemuseums Prof. Dr. Fritz Krause am 23. April 1941. Als Schüler Karl Weules widmete er sich dem Studium der Geographie und Völkerkunde und wurde 1907 Direktoralassistent und 1916 Kustos am Völkerkundemuseum in Leipzig. Nach Weules Tod 1927 wurde er als sein Nachfolger Direktor des Museums. 1920 habilitierte er sich an der Universität Leipzig und wurde 1925 zum ao. Prof. ernannt. 1908 führte er eine sehr ergebnisreiche Expedition nach Zentralbrasilien, insbesondere in das Kinku-Gebiet, deren wissenschaftliche Ausbeutung ihn in die Reihe der führenden Amerikanisten stellte. Besondere Beachtung fand die Aufstellung seiner „Strukturlehre“, in der er eine der wichtigsten Aufgaben der Völkerkunde erblickt;

den 70. Geburtstag am 15. Februar Prof. der Physik Martin Knudsen. Er begleitete 1895 und 1896 unter Kapitän Wandel die „Ingolff“-Expedition als Hydrograph und bearbeitete im „Ingolff“-Werk den großen Band Hydrographie in exakter und geographisch übersichtlicher Darstellung. In weitesten Kreisen bekannt wurde er durch die Bearbeitung seiner „Hydrographischen Tabellen“. Von dessen Gründung an war er Leiter des Internationalen Hydrographischen Laboratoriums in Kopenhagen;

den 80. Geburtstag am 16. April 1941 der Geologe Prof. Dr. Max Blandenhorn (Marburg/Lahn). Blandenhorn hat sich durch zahlreiche Forschungsreisen um die Klarlegung der Geologie und Tektonik Syriens ein großes Verdienst erworben. 1894 habilitierte er sich an der Universität Erlangen für Geologie. 1897 bis 1899 war er im Geological Survey of Egypt tätig. Später war er Mitarbeiter der Preussischen Geologischen Landesanstalt;

den 85. Geburtstag am 25. März 1941 der Ethnologe Prof. Dr. Max Uhle, Berlin.

**Gestorben:** am 27. Januar 1941 Prof. Dr. Wille van Bemmelen, geb. am 26. August 1868 in Groningen. Van Bemmelen promovierte 1893 mit einer Arbeit über den Erdmagnetismus: „Die Flogonien im 16. und 17. Jahrhundert“. Von 1898 bis 1922

war er zunächst Unterdirektor, seit 1905 Direktor des meteorologisch-magnetischen Observatoriums zu Batavia. Nach seiner Rückkehr nach den Niederlanden wurde er 1922 Lektor für physische Erdkunde an der Universität Amsterdam;

am 28. Februar 1941 in Leipzig der ao. Prof. an der Technischen Hochschule Dresden und Privat-Dozent an der Universität Leipzig Dr. Walter Bergt, geb. am 16. Juni 1864 in Burgstädt in Sachsen. 1906 wurde er Direktor des neugegründeten Museums für Länderkunde in Leipzig, dessen Grundstock die wertvollen Sammlungen des Gelehrten Dr. Alphons Stübel bildeten, das Ergebnis seiner langen Reisen in den Anden Südamerikas;

am 21. Januar 1941 in Wien der Geograph Prof. Dr. Karl Diwald, geb. am 1. Februar 1879 in Wien;

am 25. Februar 1941 der Geologe Gustav Peterhänfel in Schönbeck i. B. Als Heimatforscher widmete er sich seit mehr als fünfzig Jahren geologischen Studien und war Besitzer einer berühmten Steinammlung;

am 17. Januar 1941 Prof. Sven Otto Pettersson, der Begründer der Internationalen Kommission für Meeresforschung, geb. am 12. Februar 1848. Ursprünglich Chemiker, hatte er von 1881 bis 1908 den Lehrstuhl für Chemie an der Universität Stockholm inne, wurde aber bald zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Meereskunde angeregt. A. G. v. Nordenskiöld gewann ihn für die Bearbeitung der 1878/79 auf der „Bega“ während der ersten Durchführung der nordöstlichen Durchfahrt gewonnenen hydrographischen Beobachtungen. Im Februar 1890 führte er zusammen mit G. Ekman seine erste hydrographische Untersuchungsfahrt in den baltischen Fischereigebieten aus. Sein Vorschlag einer internationalen Zusammenarbeit in der Erforschung von Kattegat, Skagerrak und Nordsee wurde 1893 zum erstenmal verwirklicht und führte am 22. Juli 1902 zur Gründung der Internationalen Kommission für Meeresforschung, der er von Beginn an als Vizepräsident, von 1915 bis 1920 als Präsident und von 1932 an als Ehrenpräsident angehörte. 1928 ernannte ihn die Universität Kiel zum Ehrendoktor und 1923 die Geographische Gesellschaft in Hamburg zum Ehrenmitglied.

## II. VERSCHIEDENES

### Arbeitsstagung der deutschen Geographen in Prag.

Am 25. u. 26. März hielten die deutschen Geographen in Prag im Hause der deutschen Hochschulen ihre zweite Arbeitsstagung während des Krieges ab. Die Leitung hatte der Vorsitzende des Deutschen Geographentages, Prof. D. Schmieder, Kiel. Im Mittelpunkt der Tagung stand das unter seiner Leitung von den deutschen Geographen herausgegebene Sammelwerk über Lebensraumfragen, dessen Plan inzwischen um einige wichtige Bände erweitert wurde. Zu übrigen wurden Fragen des Sudetenraumes behandelt. Den Eröffnungsvortrag hielt Prof. Dr. Hugo Haffinger (Wien) über „Die Stellung Böhmens und Mährens im großdeutschen Raum“. Der Germanist der Prager Universität, Prof. Dr. E. Schwarz, berichtete über den „mittelalterlichen Siedlungsengang der Deutschen in den Sudetenländern im Lichte der Sprachforschung“. Am zweiten Tage fand eine Besichtigung des Geographischen Institutes der deutschen Universität und ein Besuch des Altstädter Rathauses statt, in dem die Gelehrten vom Primatorstellvertreter Prof. Dr. F. Fízigner begrüßt wurden.

**4. Tagung der Deutschen Kartographischen Gesellschaft in Berlin.** Am 29. März hielt die Deutsche

Kartographische Gesellschaft E. V. ihre 4. Tagung in Form einer Arbeitstagung, verbunden mit der 3. Mitgliederversammlung in den Räumen des Reichsamts für Landesaufnahme in Berlin ab. Der Vormittag war mit Ausschüßsitzungen ausgefüllt. Im Forschungsausschüß für Wissenschaftliche Kartographie (Leitung Prof. Dr. W. Geisler) sprach Prof. Dr. A. Herrmann über „Die ältesten Karten Deutschlands bis Gerhard Mercator und ihre Bedeutung für die Gegenwart“. Im Forschungsausschüß für Praktische Kartographie (Leitung Prof. Dr. H. Haack) berichtete zunächst Kartograph W. Bonacker über die leitenden Gesichtspunkte der Bearbeitung und Entwicklung seines „Kartenwörterbuches“, das den Umgang mit fremdsprachlichen Karten erleichtern und den der Kartographie eigenen Vortschlag möglichst umfassend bringen soll, da hierin die meisten Wörterbücher zu knapp sind und verjagen. Der Vortrag wurde durch Lichtbilder von Tabellen und verschiedenen Druckentwürfen, Korrekturabzügen usw. unterstützt. In der Aussprache gab Prof. Dr. H. Lautenschach (Greifswald) eine Anregung bezüglich der Transkription der koreanischen, japanischen und chinesischen Schriftzeichen. Über die Kartensibel, die dem Antikat B. Heiniger vorlegte, hat Dr. R. Carlberg bereits im „Geographischen Anzeiger“, S. 9/10, S. 192, berichtet. Der sich anschließende Vortrag von Dr. R. Carlberg über „Eine wichtige Zukunftsaufgabe des Forschungsausschusses für Praktische Kartographie“ bezweckte die Zuangriffnahme eines „Handbuches der Praktischen Kartographie“. Dazu wurde eingangs ein Überblick über die Lage der Privatkartographie seit Weltkriegsende gegeben, um die vielerlei Gründe aufzuführen, die gerade heute das Fehlen eines solchen Hand- und Lehrbuches besonders fühlbar machen, während andererseits die Voraussetzungen für die Zuangriffnahme denkbar günstig sind, für das die Deutsche Kartographische Gesellschaft und in ihr der Ausschüß für Praktische Kartographie den autoritären Rahmen abgeben könnten. Die kurz umrissenen Richtlinien unterstreichen die Ausrichtung der einzelnen Sachgebiete auf die Belange des Kartographen, die Zweckmäßigkeit der Mitarbeit aller Kartenschaffenden in Form von Arbeitsgemeinschaften. Über den Vortrag von Lehrer G. Joh. Stoll (Darmstadt): „Die Raumbildkarte“ (mit Demonstration), die den Hauptberatungsgegenstand des Forschungsausschusses für Schulkartographie (Leitung Prof. Dr. F. Anieriem) bildete, hat Dr. D. Stollt gleichfalls im letzten Heft des „Geographischen Anzeigers“, S. 192, ausführlich berichtet.

Im Forschungsausschüß für Kolonialkartographie (Leitung: Dir. H. F. v. Loeschbrand-Horn) sprach G. Savade über „Eine neue deutsche Umschrift für afrikanische Namen“. Die hervorragende Stellung, die Deutschland in absehbarer Zukunft als Kolonialmacht in Afrika einnehmen wird, erfordere, wie in vielen anderen Dingen, auch in der Schreibweise der afrikanischen Namen eine grundlegende neue Haltung. Der zur Zeit sowohl in den deutschen Atlanten als auch in den Spezialkartenwerken herrschenden Willkür gegenüber sei eine einheitliche Regelung unerlässlich. Dabei müsse eine leichtverständliche und für jedermann mühelose Schreibweise erstrebt werden, bei der mit Hilfe des deutschen Alphabetes eine möglichst getreue Wiedergabe der exotischen Laute erreicht wird.

Mit dem Vortrag von Prof. Dr. W. Geisler (Machen) in der am Nachmittag abgehaltenen allgemeinen Sitzung fand die Tagung ihren Abschluß. Der

Vortragende führte einleitend die hohe Bedeutung der Raumforschung und -planung für die nationale Wirtschaftsentwicklung vor Augen und entwickelte sodann ihre Hauptaufgaben und die verschiedenen, je nach Zweck und Ziel der Forschung angewandten Methoden. Erläutert wurden die Ausführungen durch Kartendarstellungen über den Regierungsbezirk Aachen für alle Zweige der Wirtschaft dieses Landes. Aus der großen Zahl der ausgestellten Karten wurde dabei die hohe Bedeutung ersichtlich, die gerade der Kartographie im Rahmen solcher Planungsarbeiten zukommt, und zwar ergibt sich für den Kartographen hierbei die besondere Schwierigkeit, neben der Darstellung des augenblicklichen Zustandes und der Verbreitung der Wirtschaftsgüter noch Richtung und Umfang ihrer Planung in das gleiche Kartenbild einzutragen, um somit dem Wirtschaftsplaner eine Unterlage in die Hand zu geben, auf Grund deren er unmittelbar mit seiner Tätigkeit einsetzen kann.

## GEOGRAPH. LITERATURBERICHT

### A. INHALTSANGABEN UND BESPRECHUNGEN

#### Allgemeines

374. „Macht auf dem Meer“ von Norv.-Kpt. b. R. **Fritz Otto Busch** und Dr. **Gerhard Ransow** unter Mitarb. v. Oberstlt. z. R. H. E. Dettmann (169 S. m. Zeichnungen, St., Schattenrissen u. K.; Berlin 1940, Berl.-Haus Bong; RM. 2.85). Der Wert des Buches liegt in der bequemen Zusammenstellung der wichtigsten Angaben über die Flotten aller Länder, der Besprechung ihrer Waffen und Verwendungsmöglichkeiten und der Darstellung des Verhältnisses von Flotte und Luftwaffe. Dem Aufbau der deutschen Flotte und ihren Aufgaben ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Außerdem gibt das Buch in zwei Abschnitten einen Überblick über die Grundbedingungen des deutsch-englischen Handelskrieges. Der Abschnitt „Seeherrschaft und Freiheit der Meere“ ist nicht nur in seinen sachlichen Angaben unzuverlässig, sondern erweckt infolge falscher Zuordnungen und gewagter Zusammenstellungen und Zusammenschau unklare und unrichtige geopolitische Vorstellungen. Die Fragen der Land-See-Räume können eben nicht auf so knappem Raum und in solcher Kürze erörtert werden. Das Buch ist in zu großer Hast geschrieben und zu wenig ausgereift.

D. Schäfer

375. „Ebbe und Flut.“ Ihre Entstehung und ihre Wandlungen von Dr. **Hermann Thorade** (Berständl. Wissenschaft, Bd. 46, 121 S. m. 69 Abb.; Berlin 1941, J. Springer; geb. RM. 4.80). Dieses Bändchen reiht sich würdig an die Vorgänger der bekannten Reihe an. Der Verfasser sucht, ohne mathematische Vorkenntnisse vorauszusetzen, die Erscheinungen von Ebbe und Flut darzustellen. „Der Verzicht auf die mathematische Einleitung zwingt zu einem Zurückgreifen auf die Grundvoraussetzungen und zur Freilegung des logischen Gedankengerüstes“. Die Leser des Büchleins dürfen dem Verfasser dankbar sein, daß er in dieser Richtung den Schwerpunkt der Vorstellung verlagert hat. Die Anordnung des Stoffes ist geschickt. Wir hören zunächst in knappen Darlegungen, was für eine Rolle die Gezeiten im Leben des Küstenbewohners spielen, um anschließend mit den Methoden und Hilfsmitteln der Gezeitenbeobachtung und Gezeitenvorhersage bekannt ge-

macht zu werden. Die fluterzeugenden Kräfte und ein Abschnitt über das Verhalten der Gewässer gegenüber diesen Kräften bilden die umfangreichsten Kapitel des Büchleins. In zwei Anhängen wird diese fluterzeugende Kraft und die ablenkende Kraft der Erdumdrehung noch etwas genauer betrachtet. Ein Namen- und Sachverzeichnis ist beigegeben, die in den Text eingeschalteten Zeichnungen sind klar und ausreichend erläutert.

Fr. Anieriem

#### Europa

376. „Livland.“ Schicksal und Erbe der baltischen Deutschen von **Reinhard Wittam** (Kleine Volk u. Reich Bücherei, 92 S., 10 Bl. Abb.; Berlin 1940, Volk u. Reich Verl.; geb. RM. 3.50). Dieses Buch will zeigen, wie die baltischen Deutschen geworden sind und was sie mitbrachten, als der Führer sie heimrief ins Reich. Livland ist das Gebiet der nach dem Weltkrieg geschaffenen Staaten Lettland und Estland, die inzwischen in die Sowjetunion eingegliedert wurden. In einem einleitenden Abschnitt wird zuerst der Geist der Landschaft geschildert, die für die Deutschen seit jeher eine Kampflandschaft gewesen ist. Das deutsche Gemeinwesen, die äußeren Schicksale, das Herrtentum, seine Gefahren und seine Stärke, seine inneren Wandlungen, die baltischen Deutschen und das zarische Rußland werden aufrichtig gezeichnet. Im Schlußabschnitt, der mit dem Waffengang 1918/19 beginnt, leuchtet noch einmal der schicksalhaft harte Kampf der baltischen Deutschen um und in ihrer Heimat auf, der mit der Feststellung endet, daß die baltische landespolitische Haltung ihren Boden verloren hatte und daß nur der Führer sie von der Verantwortung für das Land entbinden konnte. Feine Bilder sind in den Text des mit Freude und Schmerz geschriebenen Buches eingeschaltet.

Fr. Anieriem

377. „Das Deutschtum zwischen Preßburg und Bartfeld“ von **Franz Riedl**. Hrsg. v. Dt. Ausland-Inst. Stuttgart (Bl. Volk u. Reich Bücherei, 82 S. m. 56 Abb., 1 K.-St.; Berlin 1940, Volk u. Reich Verl.; geb. RM. 3.50). Im wesentlichen stellt das Bändchen eine Sammlung schöner Bilder aus den Gebieten des Deutschtums in der Slowakei dar: aus Preßburg, dem Schüttinseldorf Brud, dem Weinort Limbach, den zahlreichen Dörfern und den Städten mit ihrem gleichmäßigen Grundriß der ostdeutschen Gründerstadt, schönen, alten Rathäusern, eingefügt in eine stimmungsvolle Landschaft — Sobotisch, Münnichweis, Deutschproben, Honneschau, Kremnitz, Blausuß, Schemnitz, Alt- und Neusohl, Tschirmer See, Hobbgarten, Maltern, Rásmark, Leutschau, Dobschau, Kirchdrauf, Donnerzmarkt, Schwedler, Meheneisen, Preßchau, Bartfeld. Den Bildern ist ein kurzer, die Geschichte dieses Deutschtums kennzeichnender Text vorangestellt, aus dem man u. a. erfährt, daß 1939 gegen 128000 Deutsche im neuen Reich der Slowakei zu schätzen waren und sich Franz Rarmajin für die Ausrichtung der Volksdeutschen im Sinne unserer Bewegung schon so eingesetzt hatte, daß im Oktober 1938 eine geschlossene Gruppe vorhanden war. Heute zählt die Deutsche Partei 60000 Mitglieder in 600 Ortschaften. Eine Kartenskizze der Orte, die als gegenwärtige oder frühere deutsche Siedlungen zu bezeichnen sind, ist am Schluß dem begrüßenswerten und durch die Bilder vor allem auch im Unterricht sehr dienlichen Buche beigegeben.

R. Pfalz

#### Großdeutschland

378. „Die neue Heimat.“ Vom Werden der nationalsozialistischen Kulturlandschaft. Hrsg. v.

Gauleiter Friß Wächler, Reichswalter des NS.-Lehrerbundes (200 S. m. 300 Abb.; München 1940, Dt. Volkverl.; geb. RM. 5.—). Der Reichswalter des NSLB., Gauleiter Friß Wächler, hat sich mit der Herausgabe dieses Buches ein großes Verdienst erworben. Die reiche Auswahl von Bildern aus der deutschen Landschaft, wie sie sein soll und wie sie nicht sein soll, ist gerade für die Erzieher der deutschen Jugend besonders wertvoll. Die gewaltigen Leistungen, die Generationen deutscher Menschen schöpferisch an die Gestaltung ihres Lebensraumes gewendet haben, werden in der Zeit Adolf Hitlers nicht nur erkannt und anerkannt, sondern der Nationalsozialismus beginnt all die Verirrungen, die sich auch im Landschaftsbild breit machten, nicht nur zu beseitigen, sondern er hat auch „die gestaltenden Kräfte ausgelöst, die das Antlitz der Heimat nach den Zügen der deutschen Seele gestalten“. Das Deutschland der Zukunft wird schöner werden, aber wir sind bereits auf dem Marsche, schon wachsen Bauten heran, die ewig sein werden, schon beginnen sich in der Landschaft neue Städte und Dörfer, Acker und Wälder zu formen, die das Werden der nationalsozialistischen Kulturlandschaft einleiten. Die Bilder sind gut ausgewählt und erläutert, ein einführender Text führt in die ganze Weite des Problems ein. Fr. Kriერიem

379. „Anthropogeographische Probleme Nordwest-Mitteleuropas“ von **Walter Geisler, Peter Renniden, Georg Scherbin** (Zur Wirtschaftsgeographie d. deutschen Westens, Bd. 8, 111 S., 4 K.; Berlin 1940, Volk und Reich Berl.; RM. 3.90). Der Herausgeber, W. Geisler, leitet diesen Band der bekannten Reihe mit einem methodischen Aufsatz „Über das Grundprinzip in der Geographie“ ein, in dem er nach kritischen Rückblicken feststellt, daß „der Weg in der Erdkunde frei ist zu positiver Arbeit, wenn durch die Einführung des Menschen als einer gestaltenden Kraft das Forschungsfeld der geographischen Wissenschaft eindeutig und klar auf die belebte Erde festgelegt wird. Durch dieses Grundprinzip werden sowohl die Allgemeine Geographie wie die Länderkunde auf einen gemeinsamen Nenner gebracht; beide Teile haben ihre Daseinsberechtigung“ (S. 28). Im nächsten Beitrag „Der Mensch als Schöpfer seines Lebensraumes, kulturmorphologische Untersuchung im Mitteleuropäischen Tieflande“ (S. 29—74) zeigt Geisler, daß „der Mensch tatsächlich als Schöpfer seines Lebensraumes in des Wortes höchster Bedeutung angesehen werden muß“. Da der einheitliche Raum auch von einem einheitlichen Volkstörper, den Germanen, gestaltet wurde, ergaben sich als Ergebnis auch weisensgleiche, zum mindesten doch weisensverwandte Räume. Die Grenzen niederer Ordnung sind erkennbar, die Kulturlandschaftsgrenzen höherer Ordnung trennen das germanisch-deutsche Gebiet von dem französischen, und sehr weit im Osten von der slawischen Kulturlandschaft. Dieser Aufsatz von Geisler ist ein wertvoller Beitrag zur Neuformung Mitteleuropas als deutschen Lebensraum. Die beiden Beiträge „Geistige Formkräfte Flanderns“ von P. Renniden (S. 75 bis 95) und „Forschung oder Propaganda? Zum Problem der sprachlichen Entwicklung in Süd-Vimburg“ von G. Scherbin (S. 96—111) kommen zu Ergebnissen, die der Geograph verwerten muß, wenn er an der tätigen Lösung von Aufgaben, die der Westraum stellt, beteiligt sein will. Fr. Kriერიem

380. „Sächsische Burgen und Schlösser“ von **Edmund Theil** (24 S., 64 Abb.; Bielefeld u. Leipzig 1940, Pöhlgen u. Klasing; geb. RM. 3.50). Bei diesem Buch liegt, wie bei allen aus der bekannten

Reihe, die Stärke in den Abbildungen. Mit seinem Geschick und in technischer vorzüglicher Ausführung ist hier aus der Fülle des Vorhandenen eine Auswahl getroffen worden, die uns Schönheit, Zweckmäßigkeit, politische und kulturelle Zeitgebundenheit der sächsischen Schlösser und Burgen erschöpfend zeigen. Es sei noch erwähnt, daß Abbildungen, die sich in dem Buch von Zerkaulen „Sächsische Königsschlösser“ aus der gleichen Reihe der Gelben Landschaftsbücher befinden, nicht mit aufgenommen sind. Regional sind die Abbildungen wie folgt geordnet: 1. Das sächsische Elbtal, 2. Die Oberlausitz, Land der Seen und Berge, 3. Die Talwächter des Erzgebirges, 4. Land der Bögge, ein politischer Wetterwinkel und 5. Im Leipziger Land. Alle Bilder sind ganzseitig und mit knappen ausreichenden Erläuterungen versehen. Eine kurze textliche Gesamtschau nach der gleichen Gebietsaufgliederung führt gut in das Verständnis der Abbildungen ein. Fr. Kriერიem

381. „Die Flurnamen von Eichstetten am Kaiserstuhl“ im Zusammenhang mit der Orts- und Wirtschaftsgeschichte nach sachlichen und sprachlichen Gesichtspunkten ausgewertet von **Dr. Albert Hix** (Badische Flurnamen, Bd. 2, S. 6, 162 S. m. 1 K. u. 3 Bildern; Heidelberg 1940, C. Winter; RM. 9.—). Der Verfasser hat nicht nur eine stattliche Zahl von Flurnamen zusammengetragen, sondern diese auch in vorbildlicher Weise von allen Seiten beleuchtet und mit ihrer Hilfe eine Ortsgeschichte aufgebaut und die Topographie des Dorfes klargelegt. Dabei ist bemerkenswert, daß sich aus den Flurnamen ein Zusammenwachsen der heutigen Dorfanlage aus einzelnen Dorfkernen ergibt. Wenn auch eine Bestätigung durch Gräberfunde noch aussteht, so dürfen wir Eichstetten, trotz seines Namens, aber nicht zuletzt aus seinem gesamten Flurnamenbestand heraus als eine alte alemannische Siedlung ansprechen, deren Hauptkern vermutlich den Namen Tuselingen trug, der als Flurnamen (Nr. 462) in der Form „des von Tuselingen Halde“ noch urkundlich nachweisbar ist. Wie häufig in solchen Fällen scheint er auch dem Ortsadel den Namen gegeben zu haben. Ein Herr de Duzzelingen kommt 1287 auf der Haar vor. Dieser Name kommt auch von Dufflingen (888 Tuppilinga) bei Tübingen herühren. Nicht allzuerst von diesem württembergischen Dufflingen erscheinen die Ortsnamen Balingen und Emdingen, die sich in kleinen urkundlicher Abweichungen auch bei unierem Eichstetten am Kaiserstuhl wieder vorfinden. Es liegt also auch hier wieder eine gruppenweise Wiederholung von —ingen-Namen vor, wie wir sie im Südwesten Deutschlands öfters finden. So gibt uns schon der eine Flurnamen siedlungsgeschichtlich recht wertvolle Anregungen. Es steckt noch manche wertvolle Perle in der reichen Sammlung; es seien nur Namen wie Breite, Brühl, Egert, Falltor, Kennweg, Scheibenberg genannt und auch nicht unterdrückt, daß Eichstetten mit Straßburg i. El. eine Kruttenau gemeinsam hat. Besondere Anerkennung verdienen die gute zeitliche Gliederung des gesamten Namenmaterials und die recht brauchbaren Hinweise zur Deutung einzelner Namen. M. Walter

382. „Mähren.“ Mitteleuropas Mitte von **Dr. Dr. Friedrich Lange** (Macht und Erde, S. 18, 73 S. m. 3 Abb.; Leipzig u. Berlin 1940, R. G. Teubner; RM. 1.60). Nach einem sehr knappen landeskundlichen Überblick schildert der Verfasser auf 40 Seiten die Geschichte Mährens in ihrer mannigfaltigen Verknüpfung mit der gesamtdeutschen Geschichte. Dabei zeigt er die Fülle der Fragen auf, die sich in dieser

Portenlandschaft ohne eigene Mitte aus der Lage im Schatten Böhmens, aus der geopolitischen Schlüsselstellung zwischen Ostmark und Schlesien, der Kernlage in der politischen und kulturellen Ostfront deutschen Geschehens ergibt. Die Wertung der mittelalterlichen Geschichte und der Diplomatie der Habsburger ist mit Vorsicht zu lesen. Die Darstellung der Tschechisierung vermittelt dem Binnendeutschen, an den sich das Buch in erster Linie wendet, ein eindrucksvolles Bild des sudetendeutschen Volkstumskampfes. Der dritte Abschnitt „die Arbeit“ enthält für den erdkundlichen Unterricht Brauchbares über das Grenzlanddeutstum und das slawische Volkstum, über Mährens Wirtschaft in ihrer Fülle, glücklichen Struktur und geschichtlichen Entwicklung. Zu beherzigen ist die Mahnung des Verfassers an den Wanderer aus Binnendeutschland, Mähren als Reiseziel zu wählen, um die Landschaftsfülle und den deutschen Volkstumskampf in diesem Kernstück des deutschen Ostens selbst kennen zu lernen und diese Erlebnisse daheim für den erdkundlichen Unterricht fruchtbar zu machen. Dazu kann auch das Buch anregen. R. Zepnik

### Asien

383. „Afghanistan.“ Das Tor nach Indien. Von **Herbert Tichy** (237 S., 32 Abb. auf Taf., 4 K.-St.; Leipzig 1941, W. Goldmann; geb. RM. 6.80). Herbert Tichy, der vor einiger Zeit ein recht gutes Buch über Alaska im gleichen Verlage veröffentlicht hat, erweist sich in seinem neuen Buch als ein gründlicher Kenner Zentralasiens. Die Geschichte Afghanistans steht im Vordergrund seiner Betrachtung, etwa zwei Drittel des Buches sind ihr gewidmet. Das letzte Drittel befaßt sich mit der Gegenwart und der Zukunft des Landes. Die eigentlichen persönlichen Reiseabenteuer treten ganz in den Hintergrund. Die geopolitische Betrachtungsweise ist vorherrschend. Afghanistan ist zunächst der „Schlüssel zum Tor nach Indien“. Vor Alexander dem Großen und nach ihm erschienen immer wieder die fremden Eroberer aus dem Westen und Norden, um das Land bei ihren Zügen nach Indien als militärisches Vorfeld zu benutzen, bis auf jenen Tschingis-Chan, der den Glanz der frühen afghanischen Kultur endgültig in Trümmer schlug. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts ist Afghanistan dann das „Korn zwischen zwei Mühlsteinen“. Wollte Rußland sich den Zugang zum Indischen Ozean öffnen, führte sein Weg durch den afghanischen Staatsraum; wollte England den kostbaren Besitzum, Indien, gegen den russischen Kolos sichern, mußte Afghanistan zum Glacis, d. h. zum britischen Protektorat, gemacht werden. Denn Afghanistan bedeutet in dem Gebirgswall, der Indien so wunderbar schützt, die einzige offene Tür. So drohte bald der eine Mühlstein, bald der andere, bald beide zusammen. Nur die Freiheitsliebe und der kriegerische Charakter der Afghanen erhielten dem Lande in dem nie endemwollenden Kampf die Selbständigkeit; hätte Afghanistan eine andere Bevölkerung — etwa die Indier —, es wäre bei seiner exponierten Lage längst ein Vasallenstaat geworden. Das Ergebnis der Arbeit ist, daß aus dem „Korn“ durch die unermüdete Anstrengung seiner Politiker, besonders Aman Ullahs, ein Stück „Ghani“ geworden ist, der wohl nicht mehr so sehr die Zermalmung durch die Mühlsteine in seinem Norden und Osten zu befürchten hat. L. Rörholz

### Afrika

384. „Unsere großen Afrikaner.“ Das Leben deutscher Entdecker und Kolonialpioniere von **Ewald Banje** (308 S., 8 Abb. u. 6 K.; Berlin 1940, Haude u.

Spener; geb. RM. 6.80). Banje zeichnet uns mit großen und eindrucksvollen Strichen ein Bild der Männer, die beispielhaft dafür sind, wie deutscher Geist und deutsches Blut sich um einen Erdteil bemüht haben. Unsere afrikanische Leistung wird durch dieses Buch von neuem stark beleuchtet und herausgestellt und zwar besonders durch die angewandte Arbeitsweise. „Es kam nicht allein darauf an, den Lebenslauf der Afrikaner zu schildern, denn das ist schon öfters mit mehr oder weniger Glück getan worden, sondern es sollte aus dem Lebenslaufe die Summe der Leistung gezogen und überdies noch der Charakter sinnvoll erklärt werden.“ Denn ohne die in ganz bestimmten Seiten des Charakters wurzelnden Leistungen der deutschen Forscher, Entdecker und Soldaten hätte manches nicht erreicht bzw. verhindert werden können. Der Verfasser schildert zunächst den äußeren Rahmen in den beiden Abschnitten „Wie Afrika aus dem Dunkel hervortrat“ und „Wie die Kolonien unser wurden“. In zwei weiteren Großabschnitten „Die geistige Besitzergreifung“ mit den Lebens- und Leistungsbildern von Heinrich Barth, Gerhard Rohlfs, Gustav Nachtigal und Georg Schweinfurth und „Die politische Besitzergreifung“ mit denen von Hermann von Wissmann, Adolf Lüderik, Karl Peters und Paul v. Lettow-Vorbeck zeigt uns der Verfasser in einer packenden Schilderung die Großtaten und Handlungen dieser deutschen Männer. Ihre Bilder sind beigegeben, ebenso einige Kartenskizzen im Text. Das Buch sollte in keiner Lehrerbücherei fehlen. Fr. Knierrtem

### B. NEUE WERKE

385. „Afrika.“ Wirtschaftskarte des Kolonialwirtschaftl. Komitees. Hrsg. v. Georg A. Schmidt. Unter Mitarb. v. Prof. Dr. K. Krüger (u. a.) (1: 5 Mill., 179×164 cm, Farbendr. m. 1 Nebent.; Berlin 1941, D. Reimer; RM. 32.50).

386. „Bildliche Darstellung der Kartenzeichen in den amtlichen deutschen Karten (Kartenfibel)“ D. (Luft) 1802 (30 S. m. Abb.; Gotha 1941, J. Berthes; RM. 1.20).

387. „Litzmannstadt.“ Geschichte und Entwicklung einer deutschen Industriestadt von **Franz Böhm** (Unsere Heimat, S. 16, 147 S. m. Abb., 1 K.; Posen 1941, Hft. Ges. f. d. Wartheland — Leipzig, Sitzel in Komm.; RM. 1.50).

388. „Populäre Himmelskunde und mathematische Geographie.“ von **Wolff Diesterweg**. Neu hrsg. v. Prof. Dr. Arnold Schwachmann, Hauptobservator (26. Aufl.; XI, 640 S. m. 1 Titelbild, 180 Textfig., 6 Sternk.; Leipzig 1941, Ab. Verlagsgef.; RM. 16.—).

389. „Expeditionsbericht der Grönland-Expedition der Universität Orford 1938“ (Orford University Greenland Expedition 1938) von **Dr. Erich Cienne** (Beröff. d. Geophys. Inst. d. Univ. Leipzig, Ser. 2, Bd. 13, 227 S. m. 1 vierfarb. Titelbild, e. dreifarb. Ausschlag., 98 Abb. u. 33 Tab.; Leipzig 1940, Geophysik. Inst. d. Univ. Leipzig; RM. 4.50).

390. „Erdkunde“ von **Heinrich Rißler** und **Michael Geistbed**. Hrsg. v. Richard Bitterling u. Theodor Otto (T. 3: Außereuropa, T. 1: Von Fritz Huttenlocher. 3. verb. Aufl.; VI, 168 S. m. 1 farb. u. 4 schwarzen Taf., 111 Bildern u. K.-St.; Bamberg 1941, C. C. Buchner; München u. Berlin 1941, R. Oldenbourg; RM. 2.70).

391. „Heimat und Welt.“ Teubners erdkundliches Unterrichtswerk für höhere Schulen. In Neubearb. hrsg. v. Oberstud.-Dir. Dr. Robert For u. Oberstud.-Dir. Kurt Griep (Bd. 3: Afrika, Asien, Australien,



bearb. v. Prof. M. Edelman. 3. Aufl.; 182 S. m. 129 Abb. u. Sk., 2 mehrfarb. u. 8 einfarb. Taf.; Leipzig u. Berlin 1941, F. G. Teubner; RM. 3.—).

392. „Die bulgarische Wiedergeburt“ von **Rudolf Haider** (Schriftenreihe d. NSDAP., Gruppe 7, Bd. 5, 127 S. m. 4 Landf. u. 14 Abb.; Berlin 1941, F. Eher; RM. 1.30).

393. „Die Neuordnung des deutschen Raumes und Bodens in den Jahren 1933 bis 1940.“ Eine Zusammenstellung der hierzu erschienenen Gesetze, Verordnungen und Erlasse von Dipl.-Ing. **Oskar Häring** (23 S.; Berlin-Grunewald 1941, S. Wichmann; RM. 2.—).

394. „Libyen, von Italien kolonisiert.“ Ein Beitrag zur vorbildlichen Kolonialpolitik Italiens in Nordafrika. Libyens Geschichte, Land und Leute, Industrie und Handel. Neuzzeitliche Darstellung von **Dr. Julius Herfommer** (XI, 195 S., 8 Taf., 1 K.; Freiburg i. Br. 1941, F. Viefeld; RM. 3.80).

395. „Die Urrassen des heffischen Volkes“ von **Carl Hefler**. Anh.: Der Name „Arier“ und die Entstehung des arischen Volkes (Hefl. Landes- u. Volkskunde, Erg. 7 = Schriften d. Vereins f. Erdkunde zu Kassel, Bericht 5b, 58, 15 S.; Marburg 1941, Elwert'sche Verlagsbuchhdlg.; RM. 1.—).

396. „Erdkunde“ von Oberstud.-Dir. **Dr. Willy Höhm** (Selbstunterrichtsbriefe, Methode Ruffin, T. 2, Bg. 1 u. 2, S. 1—32; 33—56 m. Abb.; T. 4, Bg. 1, 40 S. m. Abb.; Potsdam u. Leipzig 1941, Bonnes u. Nachfeld; jede Bg. RM. —.90).

397. „Jahrbuch der Pommerischen Geographischen Gesellschaft, Sitz Greifswald.“ Hrsrg. v. Leiter d. Ges. (59/60 [1941/42] 209 S. m. 7 K., 15 Tab., 17 Abb. u. 22 Textfig.; Greifswald 1941, V. Bamberg; RM. 7.50).

398. „Lawinen, die Gefahr für den Skifahrer.“ Ratschläge zur Beurteilung der Gefahr und Bekämpfung von Lawänen. Bearb. v. d. Schweiz. Schnee- u. Lawinenforschung u. d. Parajenddienste. Hrsrg. v. d. geotechn. Komm. d. Schweiz. Naturforsch. Ges. (114 S. m. Abb.; Zürich 1940, Wismann u. Scheller; Fr. 3.90).

399. „Die Wirtschaft Hollands und Belgiens sowie Luxemburgs“ von **Dr. Hermann Lufft** (171 S.; Berlin 1941, Junfer u. Dümhaupt; RM. 4.20).

400. „Die Deutschen in der Zips“ von **Frigi Walm**. „Mit Zeichnungen u. Farbabbildern d. Verf. (40 S., 12 Bl. Abb.; Wien u. Leipzig 1941, Wiener Verl.-Ges.; geb. RM. 9.50).

401. „Die Verbreitung des Eises in Deutschland zu geschichtlicher Zeit“ von Prof. **Dr. Heinrich Prell** (93 S. m. 22 Abb. auf 15 Taf.; Leipzig 1941, P. Schöps; RM. 9.50).

402. „Mallorca, Insel der Träume“ (Wage a Mallorca) von **Jose Maria Salaverria**. Aus d. Span. übertr. v. Christel Dloßf (78 S. m. 12 Bildern v. Erwin Huber; Hamburg 1941, Hoffmann u. Campe; geb. RM. 6.80).

403. „Spanisch-Südamerika“ von **Ernst Samhaber** (Weltpolitische Wücherei, 219 S.; Berlin 1941, Deutscher Verlag; RM. 5.—).

404. „Der Naturfreund und der Bergsteiger in Vulkangebieten“ von Prof. **Dr. Karl Sapper** (138 S. m. Abb., 1 Titelb.; Ulm 1941, Dr. Karl Höhn; RM. 5.80).

405. „Gau Bayerische Ostmark.“ Land, Volk und Geschichte. Bearb. v. Hans Scherzer in Verbindung mit ... Zeichnerische Ausgestaltung: Conrad Scherzer. (Scherzer, Hans u. Conrad: Die Stufenlandschaft Franzens u. d. Bayer. Ostmark in

## 2. Kriegshilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz.

### DER FÜHRER:

**Rotkreuzarbeit ist selbstloser Dienst an Volk und Vaterland in ständiger Hilfsbereitschaft.**

ihren geogr.-geol. u. pflanzenkundl. Zusammenhängen. Begleitbd. 1, 526 S. m. 128 Zeichnungen, K.-Sk. u. Schnitten u. 120 Lichtbildern; München 1940, Dt. Volksverl.; geb. RM. 12.80).

406. „Samland und Kurische Nehrung im Licht- und Farbenzauber“ von **Helmut Stallbaum** (143 S. m. Abb.; Leipzig 1941, S. Eichblatt; RM. 4.—).

407. „Innerasien im Ringen der Mächte“ von **Rudolf Walter**. Mit e. Einführung v. **Dr. Georg Leibbrandt** (Schriftenreihe d. NSDAP., Gruppe 8, Bd. 1, 120 S. m. 1 K.; Berlin 1941, F. Eher (Zweigniederlassung); RM. 1.20).

### C. AUS ZEITSCHRIFTEN, SONDERDRUCKE, DISSERTATIONEN

408. „Fahrt zur Kraterinsel Procida“ von Prof. **Dr. August Baumhauer** (Zeitschr. f. Erdkunde 9 [1941] 1/2, 26—29).

409. „Entwicklung, Stand und Aufgaben der Geographie in Schweden.“ Sammelreferat von **Dr. habil. Joachim Blüthgen** (Zeitschr. f. Erdkunde 9 [1941] 3/4, 65—88).

410. „Bestimmung von Wolkenhöhen“ von **Gerhard Dittrich** (Die Deutsche Höhere Schule 8 [1941] 5/6, 88—91 m. 3 Abb.).

411. „Deutsche Bauernhaus-Landschaften als Ausdruck von Natur, Wirtschaft und Volkstum“ von **Dr. Heinz Ellenberg** (Geogr. Zeitschr. 47 [1941] 2, 72—87 m. 2 K.).

412. „Norwegen als Pelztierland.“ Eine wirtschaftsgeographische Studie von **Dr. habil. W. Evers** (Zeitschrift f. Erdkunde 9 [1941] 3/4, 65—88 m. 2 Kartogrammen im Text u. 2 Abb. in d. Silberbeil.).

413. „Griechenlands wirtschaftliche und politische Lage“ von Prof. **Dr. E. Fels** (Geogr. Zeitschr. 47 [1941] 2, 57—71).

414. „Zur Volksbiologie der deutschen Siedlungen in der Dobrudscha“ von Prof. **Dr. D. Fischer** und **Dr. Joh. Klafz** (Volksforschung 1940, Bd. 4, S. 1, 21—43 m. 1 K. u. 12 Tab.).

415. „Untersuchungen über den Aufbau und die Entstehung der Insel Sht.“ I. Nord-Sht von **Karl Gripp** und **Georg Simon** (Westküste 2 [1940] 2/3, 24—70 m. 12 Abb. u. 2 Taf.). II. Mittel-Sht von **Karl Gripp** und **Wilhelm Beater** (Westküste 2 [1940] 2/3, 71—84 m. 5 Abb.).

416. „Die neueren Strömungen in der regionalen Geographie Frankreichs“ von **Doz. Dr. Wolfgang Hartke** (Zeitschr. f. Erdkunde 9 [1941] 1/2, 1—13).

417. „Georg Müller, ein deutscher Pionier im Malaiischen Archipel“ von **Dr. Karl Helbig** (Geogr. Zeitschr. 47 [1941] 2, 88—94 m. 1 K.).

418. „Die deutsche Ostkolonisation in Vergangenheit und Gegenwart von Oberschulrat **Dr. Walther Hohmann** (Die Deutsche Höhere Schule 8 [1941] 5/6, 73—81).

419. „Das Pergamentpausblatt“, ein wertvolles Hilfsmittel des erdkundlichen Unterrichts von **Gerhard Jaanäs** (Der Deutsche Volkserzieher 6 [1941] 5/6, 83—86 m. 4 Abb.).

420. „Die nationalpolitische Bedeutung der Heimatfunde“ von **Rektor Hermann Richard Kärgerl** (Zeitschr. f. Erdkunde 9 [1941] 3/4, 103—07).

421. „Entsprechungen im Nationalitätengefüge Westeuropas und Nordamerikas“ von **Dr. Heinz Klotz** (Volkforschung 1940, Bd. 4, S. 1, 1—8).

422. „Die Entstehung des portugiesischen Staates“ von **Richard Konecny** (Ibero-Amerikan. Archiv 14 [1940] 1, 16—28).

423. „Die Bedeutung des Wanderns in der Schularbeit“ (Retkeilyn merkitys kouluohjössä) von **Väinö Ruuska** (Kasvatus-Opsilinen Aikakauskirja LXXVIII [1941] 1, 10—14).

424. „Neusiedlung in Turkestan.“ Ein Beitrag zur Frage der russisch-orientalischen Beziehungen von

**Bruno Plactschke** (Zeitschr. f. Geopolitik 18 [1941] 2, 69—79 m. 1 St.).

425. „Die großen Epochen Ibero-Amerikas in Geschichte, Wirtschaft und Kultur“ von **D. Duclle** (Ibero-Amerikan. Archiv 14 [1940] 1, 3—15).

426. „Der Strukturwandel der Bevölkerung Ecuadors“ von **Otto Duclle** (Ibero-Amerikan. Archiv 14 [1940] 1, 29—43 m. 1 Fig.).

427. „Zur Bevölkerungskunde von Brasilien“ von **Otto Duclle** (Ibero-Amerikan. Archiv 14 [1940] 1, 76—78).

428. „Hausformen im Ruhrgebiet“ von **Dr. Josef Schepers** (Westfäl. Forschungen, Bd. 2 [1939] 3, 318—24 m. 2 Sk.-St. im Text u. 3 Abb. auf Taf.).

429. „Wie groß ist das Nordpolargebiet?“ von **Theodor Stodt** (Ann. d. hydr. u. marit. Meteorologie 69 [1941] 1, 25—29 m. 2 Abb.).

430. „Die Ausbreitung des Südjöns in den Ostalpen“ von **H. Windischbauer** (Meteorolog. Zeitschr., Jan. 1941, Bd. 58, S. 1, 23—30 m. 2 Abb.).

## ASTRONOMISCHE MONATSECKE

von **HANS KLAUDER**

JULI 1941

### 1. Die Sonne

Am 1. bzw. 15. und 31. Juli um 0<sup>h</sup> Weltzeit beträgt die Länge der Sonne in der Ekliptik: 98° 45,7', 112° 6,4', 127° 23,3'; die Deklination  $\delta$ : +23° 9,3', +21° 37,8', +18° 25,6'; die Zeitgleichung  $z$  (= wahre Zeit — mittlere Zeit): —3<sup>m</sup> 31,7<sup>s</sup>, —5<sup>m</sup> 42,8<sup>s</sup>, —6<sup>m</sup> 17,5<sup>s</sup>; die Sternzeit  $\Theta$ : 18<sup>h</sup> 34,6<sup>m</sup>, 19<sup>h</sup> 29,8<sup>m</sup>, 20<sup>h</sup> 32,9<sup>m</sup> und der scheinbare Durchmesser: 31' 31,4", 31' 31,9", 31' 34,5". Die Mittagshöhe der Sonne hat folgende Werte (für  $\varphi=50^\circ$ ): 63° am 1., 61 $\frac{1}{2}$ ° am 15. und 58 $\frac{3}{4}$ ° am 31. Am 3. Juli um 0<sup>h</sup> WZ. steht die Sonne in Erdferne.

### 2. Der Mond

**Erstes Viertel** am 2. um 4<sup>h</sup> 24<sup>m</sup> WZ. i. d. Jungfrau ( $\delta = -23\frac{3}{4}^\circ$ )

**Vollmond** am 8. um 20<sup>h</sup> 17<sup>m</sup> WZ. im Schützen ( $\delta = -17\frac{1}{2}^\circ$ )

**Letztes Viertel** am 16. um 8<sup>h</sup> 7<sup>m</sup> WZ. i. d. Fische ( $\delta = +6\frac{3}{4}^\circ$ )

**Neumond** am 24. um 7<sup>h</sup> 39<sup>m</sup> WZ. im Krebs ( $\delta = +15\frac{3}{4}^\circ$ )

**Erstes Viertel** am 31. um 9<sup>h</sup> 19<sup>m</sup> i. d. Jungfrau ( $\delta = -11\frac{3}{4}^\circ$ ).

Der Mond befindet sich

in **Erdnähe** am 6. um 2<sup>h</sup> WZ. (scheinbarer Durchmesser 32' 48,8'')

in **Erdferne** am 18. um 0<sup>h</sup> WZ. (scheinbarer Durchmesser 29' 35,6'')

im **aufsteigenden Knoten** am 1. um 4,1<sup>h</sup> WZ.

im **absteigenden Knoten** am 18. um 23,4<sup>h</sup> WZ.

im **aufsteigenden Knoten** am 28. um 5,7<sup>h</sup> WZ.

Am 20. Juli zwischen 3 $\frac{1}{2}$ <sup>h</sup> und 5<sup>h</sup> MEG. wird der **Aldebaran** im Stier vom Monde bedeckt.

### 3. Die Planeten

**Merkur** ist zu Monatsbeginn unsichtbar, da er am 2. die untere Konjunktion mit der Sonne erreicht. Danach taucht er am Morgenhimmel auf, wo er bis Monatsende eine Sichtbarkeitsdauer von 1 $\frac{1}{2}$  Stunden erreicht. Am 24. gelangt er in größte Elongation (Sonnenabstand 20°). **Venus** ist wegen abnehmender Deklination während des ganzen Monats nur etwas über eine Stunde als Abendstern sichtbar. Die Auf-

gangszeit des **Mars** verschiebt sich von 23 $\frac{1}{2}$ <sup>h</sup> bis 22 $\frac{1}{4}$ <sup>h</sup>, so daß sich die Beobachtungsmöglichkeit von 4 $\frac{1}{4}$  bis auf 6 $\frac{1}{4}$  Stunden verlängert. Dem Mars folgt im Abstand von 2 $\frac{1}{2}$  bzw. 2 Stunden **Jupiter** und im Abstand von 2 bzw. 1 $\frac{1}{2}$  Stunden **Saturn**.

### 4. Der Fixsternhimmel

Mitte Juli kulminieren bei Nachtzeit folgende Fixsterne 1. Größe:

|   |  |
|---|--|
| <b>Antares</b> im Skorpion . . . . .      | um 20 $\frac{3}{4}$ <sup>h</sup> in 14° Höhe |
| <b>Wega</b> in der Leier . . . . .        | „ 23 <sup>h</sup> „ 78° „                    |
| <b>Altair</b> im Adler . . . . .          | „ 0 $\frac{1}{4}$ <sup>h</sup> „ 49° „       |
| <b>Deneb</b> im Schwan . . . . .          | „ 1 <sup>h</sup> „ 85° „                     |
| <b>Somalhaut</b> im südl. Fisch . . . . . | „ 3 $\frac{1}{4}$ <sup>h</sup> „ 10° „       |

(Zeitangaben in wahrer Ortszeit,  $\varphi=50^\circ$ ). **Algol**-minima: Am 14. um 2,2<sup>h</sup> und am 16. Juli um 23,0<sup>h</sup> MEG.

**Die Höhenstrahlung** oder **Ultrastrahlung** ist eine Strahlung, die ihren Namen daher trägt, daß ihre Intensität mit zunehmender Höhe in der Atmosphäre stark zunimmt. Wenn wir über ihre Herkunft auch bisher nur wenig wissen, so steht doch das eine fest, daß nämlich die Höhenstrahlung sicherlich außerirdischen Ursprungs ist, so daß ihre Erforschung nicht nur von physikalischem, sondern auch von astronomischem Interesse ist.

Die Durchdringungsfähigkeit der Höhenstrahlung ist außerordentlich groß. Nicht nur im Meeresniveau, sondern auch noch in mehreren hundert Metern Tiefe konnte man sie nachweisen. Charakteristisch ist die Abhängigkeit der Intensität von der Breite oder genauer vom Abstand vom magnetischen Äquator, an dem die Strahlungsintensität ein Minimum hat. Nach den Polen hin nimmt die Intensität zu. Hieraus ist zu schließen, daß die Höhenstrahlung aus positiv oder negativ geladenen Teilchen besteht, da ja eine Wellenstrahlung keine Abhängigkeit vom Magnetfeld der Erde zeigen dürfte. Beim Eindringen in die Atmosphäre lösen diese Teilchen sekundäre Effekte aus, durch die das Problem sehr verwickelt wird.

Hinsichtlich der Zeitabhängigkeit hat man zwar Schwankungen der Intensität festgestellt. Doch lassen die Beobachtungen noch keine sichere Deutung zu, so daß auch die Frage nach dem Ursprung der Höhenstrahlung — man hat ihn z. B. in bestimmten Teilen der Milchstraße oder in den Neuen Sternen gesucht — noch als offen anzusehen ist.

ZUM AUFSATZ VON O. RUDLOFF: BULGARIEN



Abb. 1. Blick vom Gipfel des Musala (2924 m) über das Mesta-Tal auf das Pirinengebirge (2915 m)  
Im Vordergrund Rilaberge. Aufnahme im Juli

ZUM AUFSATZ VON O. RUDLOFF: BULGARIEN



Abb. 2. Blick auf den Gipfel des Musala,  
Aufstieg von der Unterkunftshütte aus.  
Aufnahme im Juli



Abb. 3. Türkin in Karlowo  
(Rosental, nördlich von Plowdiw), dahinter der in  
Südbulgarien übliche, ländliche Wagen, die sog.  
Odrinka (Odrin = Adrianopel)



Abb. 4. Pomakin in Korowo (Rodopen)  
Schwarzer Mantel, rotes Tuch; vor ihr Kupfer-  
gefäße zum Wassertragen



Abb. 5. Bulgare  
in der Nähe von Pasardschik aufgenommen, braune  
Tracht mit roter Schärpe. Vor ihm Melonen

# ZUM AUFSATZ VON O. RUDLOFF: BULGARIEN

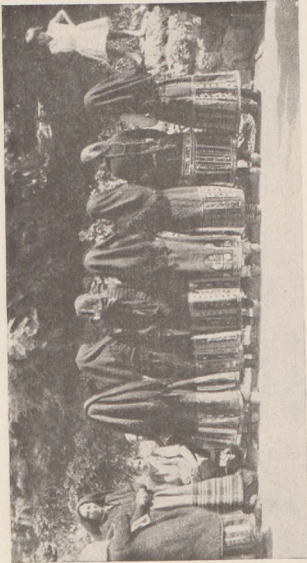


Abb. 7. Bulgarische Frauen aus der Gegend von Harmanli, aufgenommen im Badeort Hissar, nördlich von Plovdiv, Gestickte Röcke, Kopftücher und Zöpfe

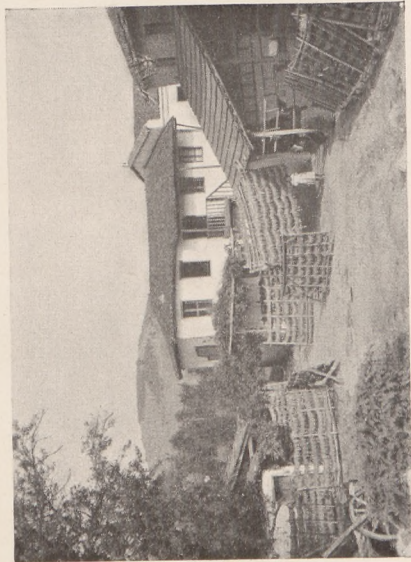


Abb. 9. Trocknen der Tabakblätter in einem Dorf am Rodopen-Rand



Abb. 6. Aromunische Frauen in den Rodopen



Abb. 8. Flußtal (Batschkowska, Tschepelarska) bei Batschkowo (Rodopen) Sommerwohnungen der Großstädter, an den Abhängen Terrassenkulturen

Bildliche Darstellung  
der Kartenzeichen  
in den amtlichen deutschen Karten  
(K A R T E N F I B E L)

D. (Luft) 1802

2. Auflage

PREIS REICHSMARK 1.20

---

JUSTUS PERTHES IN GOTHA  
IN KÜRZE ERSCHIEINT

JUSTUS PERTHES'  
T A S C H E N A T L A S  
DER GANZEN WELT

75. Auflage

44 Karten in Kupferstich

PREIS IN GANZLEINEN REICHSMARK 4.35

---

---

JUSTUS PERTHES IN GOTHA

SOEBEN IST ERSCHEINEN

Biblioteka  
W. S. P.  
w Gdańsku

C-111-509

# GEOGRAPHISCHES JAHRBUCH

Begründet 1866 durch E. Behm / Fortgesetzt durch Herm. Wagner

55. JAHRGANG - 1940

**Zweiter Halbband**

Unter Mitarbeit von zahlreichen Fachgenossen herausgegeben von  
**LUDWIG MECKING**

## INHALT:

Länderkunde der europäischen Erdteile: Protektorat Böhmen und Mähren, Sudetenland, Slowakei, die Waldkarpathen und deren südliches Vorland (1928—38/39) von Hermann Mikula in Brünn. — Die Schweiz (1929—39) von Prof. Dr. Paul Vosseler in Basel  
Länderkunde der außereuropäischen Erdteile: Südamerika (1927—38) von Prof. Dr. O. Berninger (Fortsetzung aus Bd. 54, II. Teil)

Preis RM. 21.— postfrei

JUSTUS PERTHES IN GOTHA

---

---

SOEBEN IST ERSCHEINEN

# ALMANACH DE GOTHA 1941

ANNUAIRE GÉNÉALOGIQUE / DIPLOMATIQUE  
ET STATISTIQUE

Preis RM. 28.— post- und verpackungsfrei

Das Gothaische Jahrbuch für Diplomatie, Verwaltung und Wirtschaft erscheint auch für 1941 nicht. Es wird gebeten, den Almanach de Gotha als Ersatz zu beziehen.

JUSTUS PERTHES IN GOTHA

---

---